

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1955

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1955

6. Jahrgang

Zweites Heft – März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Vorfrühling an der Enz Aufnahme: Dietrich Brinzer

INHALT

Nächtliche Begegnung

*Eine Erzählung aus der Schillerzeit von
Gottbifl Hafner* 41

s'is Frühjahr

Gedicht von Rudolf Schlauch 43

Kirchliche Kunst in Oberschwaben

Von Erich Endrich 44

Der Maler Friedrich Schütz

Von Walther Genzmer 49

Vom altschwäbischen Ofen

Von Max Lohß 52

Die Barbarossalinde beim Kloster Lorch
vernichtet

Von Otto Mayer 58

Säulendrehen im Altertum und in der
Barockzeit

Von Adolf Rieth 59

Das Institut für Seenforschung und Seen-
bewirtschaftung in Langenargen

Von Franz Wachek 61

Ölberg-Gruppe des ehemaligen Klosters

Adelberg 64

Wieland in Biberach

Von Fritz Martini 65

Von der Mundart im südlichen Ober-
schwaben

Von Hermann Bausinger 69

Pirmin und die Schlangen

Von Paula Adelmann 72

Schillers „rote Totenklage“

Von Wilfried Nölle 73

Erinnerungen an Schillers hundertsten
Todestag

Von Else Pfeiffer-Bonhöffer 75

Tombola auf dem Stuttgarter Schloßplatz 76

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 76

Nächtliche Begegnung

Eine Erzählung aus der Schillerzeit

Von Gotthilf Hafner

Es steht nicht gut, wenn man auf leisen Sohlen tritt, wie alle, die in diesen späten Oktobertagen des Jahres 1793 durch die Gänge und Zimmerfluchten des Schlosses von Hohenheim bei Stuttgart schreiten. Aus den Augen der Verweilenden und der Enteilenden dringt die gleiche Frage: „Der Herzog?“

Der Herzog Karl Eugen von Württemberg ist krank. Muß man ans Ende denken? An manchen Tagen gibt es Stunden, da scheint auch die Krankheit dem herrischen Willen zu weichen, der sich noch nicht beugen kann. Aber das Leuchten der blauen Augen strahlt nicht mehr aus dem selbstsicheren Glauben, ein Erwählter des Lebens zu sein, es ist der Glanz des Fiebers.

Der Diener brachte auf silberner Schale einen Brief ans Bett. Der Hauptmann Schiller schrieb:

Allergnädigster Herzog und Herr!

Hauptmann Schiller bittet im Namen seines Sohnes untertänigst um die Erlaubnis, daß dieser seiner kränklichen Umstände wegen sich in das Land begeben und ein hiesiges Bad gebrauchen darf.

Mein Sohn Friedrich, Hofrat und Professor in Jena, hat mir gemeldet, daß ihm sein Arzt wegen Brustkrampf und Nervenschwachheit den Gebrauch von Bädern angeraten habe.

Friedrich, mein einziger Sohn, ist nächst Gott und meinem gnädigsten Landesherrn die alleinige Stütze meines Alters und die ganze Hoffnung meiner noch unversorgten Kinder. An seinem Leben und Gesundheit ist mir alles gelegen.

Eurer herzoglichen Gnaden erkuhne ich mich demnach, die untertänigste Bitte zu Füßen zu legen, daß Euer Durchlaucht geruhen möchten, ihm nicht nur seine ehemalige Jugendtorheit in höchster Gnade zu verzeihen, sondern auch allergnädigst zu erlauben, daß mein Sohn sich hierher begeben darf,

um für die Herstellung seiner Gesundheit die hiesigen Bäder zu gebrauchen.

Euer herzoglichen Gnaden
untertänigst ergebener Diener
Caspar Schiller, Hauptmann

Die Hand des Kranken weist den Diener mit einer Bewegung der Finger aus dem Gemach.

Der Herzog ist allein.

Nicht allein: der Brief liegt auf der Decke.

Friedrich Schiller, das war der langaufgeschossene, hagere Jüngling, Zögling seiner militärischen Pflanzschule, Verfasser der ‚Räuber‘, Theaterdichter zu Mannheim – gut entsinnt sich der Herzog. Die Hakennase zwischen den hellgrauen Augen in dem jungen, strengen Gesicht stach immer in die Luft, anzusehen wie ein Geierschnabel, der bereit ist, in die Beute zu hacken.

„... Hofrat und Professor in Jena ...“ Er wußte es längst, nie hatte er ihn ganz aus den Augen gelassen.

Der Vater fürchtet natürlich, man könnte diesen desertierten Regimentsarzt Schiller greifen lassen und auf dem Asperg verwahren.

Man hatte dem Herzog berichtet, wie er geflohen war, nächtlicherweile, mit seinem Freund, einem Musikus. Auf der Solitude war gerade ein Fest für hohe Gäste gewesen. Das Dunkel neben dem sprühenden Glanz eines Feuerwerks hatte die Flucht gedeckt, durch die der Schiller sich dem Befehl entzog, den er ihm hier, im Schloß Hohenheim, gegeben!

Einmal, bei einem Schulfest, hatte der Zögling Schiller ein selbstverfaßtes Gedicht auf seine liebe Fränzel, die Reichsgräfin Hohenheim, vorgetragen ...

Der Herzog hustelt in den Kissen, er muß das Lachen verbeißen, es tut ihm weh.

Das Gedicht war mäßig, der Vortrag ohne Maßen

kläglich gewesen. Nur die unantastbare Würde seiner Person und Gegenwart hatte dem Schiller das Ausgelachtwerden erspart.

Er aber, der Herzog, hatte dem unglücklichen Darsteller seines Werkleins in die Augen gesehen und hatte ihn erkannt. In den hellgrauen Augen hatte er das Verwandte erblickt: den Herrscherwillen dieses jungen Schwärmers, der auszog, das unsichtbare Königreich seiner Träume zu erobern.

Darum hatte er diesen Schiller besonders bilden wollen in seiner vortrefflichen Pflanzschule, heranziehen unter seiner Hand und Leitung zum dienenden Freund seiner gefürsteten Einsamkeit. Doch dem rothaarigen Feuerkopf war der Strahlenkranz fürstlicher Gnade kein Lebensziel – der wollte eine Krone.

Jetzt trug er sie schon.

Sie war ihm nicht geschenkt worden. „... seiner kränklichen Umstände wegen ...“

Wie alt war der junge Schiller inzwischen geworden? Mitte der dreißig, vierunddreißig vielleicht ...

Zu früh, viel zu früh nagte der Tod an ihm.

Was hatte der Herzog Besseres? Dieses Altern und im Alter krank sein, war eine beschämende Mühsal! Der junge Stürmer verbrannte wohl lieber früh in den Gluten seines steil aufstrebenden Willens.

Ja, dieser widerspenstige Poet, dieser hellsichtige Träumer, war sein Gegenspieler. Hatte er nicht seinen Pfeil nach ihm selbst, dem Herzog, abgeschossen und aufs Titelblatt seines Stückes ‚Die Räuber‘: „In tyrannos!“ (Gegen die Gewaltherrscher!!) geschrieben?!

Wäre das nun eine unbedachte Frechheit gewesen, so hätt' er den Schiller können fangen lassen, so gut als er den Schubart erwischte ... und auf den Asperg legen und – vergessen.

„... Jugendtorheit zu verzeihen ...“

Der Schwung des Adlers ist seine Natur. Den jungen Schiller führte sein Stern.

Des Herzogs Wille hatte danach gestrebt, diesen Stern am Himmel seiner Herrschaft leuchten zu sehen, jedoch der junge Trotzkopf war hinausgetreten auf die Bahn seiner stolzen Träume, seinen weitleuchtenden Blicken nach, hinein in die lichten Wolken der Unsterblichkeit. Er nun, der Herzog, muß die Hoheit seiner irdischen Herrschaft, die dennoch ein Ewigkeitsding ist, bis zum Ende bewahren!

Als nach einer Stunde der diensthabende Höfling die herzogliche Krankenstube betrat, schlug Karl Eugen, wie aus einem Schlummer geweckt, die Augen auf. „Ich werde“, flüsterte er, denn seine Sache war gewesen, das Leben unmittelbar zu meistern, und die Arbeit des Denkens hatte ihn sehr ermüdet, „ich

werde diesen Schiller ignorieren.“ Ich werde verleugnen, daß er mich getroffen hat!

Schon recht kühl sind diese späten Oktobertage!

Dem siebzيجährigen Caspar Schiller aber wärmt eine bang erwartete, dankbar empfangene Freude von innen her das Herz: Mitte vorigen Monats hat Charlotte von Lengefeld, die Frau seines Sohnes Friedrich, ein gesundes Knäblein geboren.

So ist er nun Großvater geworden durch seinen Sorgensohn und Herzensbuben, dessen Entwicklung ihm Angst und Furcht, Freude und Schmerz und viel Vaterstolz einbrachte.

Kein Mensch steht näher, kein Leben wiederum ist wunderlicher und sonderbarer als des eigenen Sohnes selbständiges Dasein. Drohte nicht Schmach und Schande, als Friedrich, herzoglicher Militärarzt zu Stuttgart, seinem Dienst und dem Vaterland entfloh, um das Abenteuer seines Dichterlebens zu wagen? War daraus nicht schließlich der Stolz seines Alters und der Ruhm seines Namens gekommen?

Er war ihm nah, er war ihm fern. Auch er selbst, der Vater, hatte einst die Segel zu großer Fahrt aufgezo-gen, weite Lande gesehen und das Ungewisse zu bestehen getrachtet. Dann war er in die bürgerliche Enge des Herrendienstes gegangen, weil das dem Lebensschifflein einen sicheren Hafen bot. Der Sohn hatte den Wettern des Schicksals besser getrotzt, durch seine Flucht eine kühn geschwungene Brücke in das Land seiner Sehnsuchtsziele geschlagen und die Mitlebenden gezwungen, seinem Wort ihr Ohr zu leihen. Es drang an die Herzen von der Schaubühne herab, darin er als Dichter eine moralische Anstalt sah und ein hohepriesterliches Amt, die Würde der Menschheit zu wahren.

Hinter der Wand, hinter der Türe zur anderen Stube hört der Vater des Sohnes Schritte gehen. Lichtschein dringt durch Schlüsselloch und Türritzen.

Auf dem Tisch drüben flackert die Kerze im Leuchter. Sie wirft ihren Schein über Federkiele, Tintenfaß und Streusandbüchse und über die großen Papierbogen mit den eilig jagenden Schriftzügen. Murmelnder Stimmklang kommt herüber. Der Sohn hält Zwiesprache mit den Gestalten seiner Innenschau.

Er hustelt.

Längst ist die väterliche Sorge, die einst des Mannes besten Kern, die Ehre des Namens, betraf, eingeschrumpft zur liebenden Angst um des Sohnes Gesundheit.

Charlotte und der Enkel schlafen.

Friedrich hustelt.

Vielleicht ist die Stubenluft zu trocken. Caspar Schiller

klopft an die Türe und geht hinein. Er schlägt dem Sohn einen Gang ins Freie vor.

Beim Hinausschreiten in das nächtliche Ludwigsburg – es ist bald Mitternacht – hören die beiden Männer fernher ein dumpfes Dröhnen wie nahen, gedämpften Hufschlag und Marschtritt.

Sie gehen eine Weile, stehen lauschend und streben horchend weiter.

Kein Zweifel mehr: Marschtritt und Hufschlag kommen heran. Fackelschein geistert zwischen den Dreieckspitzen der Häusergiebel.

Aus der Gassenenge in die Straßenweite wandernd, sehen die zwei Männer einen Leichenzug und Fackelträger zu beiden Seiten in langer Kette.

Vielspännig gezogen naht der Sargwagen. Schwarze Satteldecken, quastengesäumt und wappengeschmückt, verhüllen die Pferdeleiber.

Caspar Schiller und sein Sohn Friedrich nehmen ihre Hüte ab, sie erweisen dem Toten und dem Tode entblößten Hauptes ihre Ehrfurcht.

Der Herzog von Württemberg ist gestorben.

Düster leuchten die Fackeln. Wortlos blicken Caspar Schiller und sein Sohn, im Häuserschatten stehend, in ihren Brand.

Da führt man also die sterbliche Hülle des Mannes hinaus, in dessen eigenwillige Hand die Würfel ihres Schicksals gelegt waren. Die Würfel sind geworfen, die werfende Hand ist erkaltet.

Ein tiefes Atmen läßt die Luft aus der Brust Friedrich Schillers hörbar in die Nacht verströmen. Es ist als ob ein Schauer durch seine hohe, leicht vornübergeneigte Gestalt rinne.

Er richtet sich auf und schließt zurückgelehnten Hauptes die Augen. Stoßweise streicht die Nachtluft durch die geweiteten Nasenflügel.

Dann öffnet Friedrich Schiller die hellgrauen Augen, die im Fackelschein rötlich brennen, und die Haken-nase steht in dem strengen, mageren Gesicht wie ein Geierschnabel, der bereit ist, in die Beute zu hacken.

Nein, Herzog Karl Eugen: auch in einem vergoldeten Käfig höfischer Würden – statt der Gitter des Zornes, die so lange den Rückflug in die Heimat versperrt hielten – hättest du diesen Vogel nicht halten können!

Und nun hat der Tod eine Bindung gelöst, in der wenig Liebe, aber viel Achtung war. Zwei Dinge hat der Dichter Friedrich Schiller dir nie vergessen, Herzog Karl Eugen von Württemberg: du befahlst ihm zürnend, keine Theaterstücke mehr zu schreiben, du ließest ihn aber als erster auch fühlen, daß er ein Berufener sei und eine Sendung habe.

Darum ist es *sein* Herzog, dem jetzt die brandrot leuchtenden, quirlende Rußwolken emporschlagenden Fackeln pomphaft zu Grabe leuchten.

s'is Frühjohr . . .

Auf'm Kärchtour' plaudern d'Stora
D'Reiher stähne in der Joogscht
D'Wolke iwer s'Ländle fohra
S'Groos werd grii noch eh de froogscht.

Un em Schloß die Fensterschaiwe
Laichte in der Frühjoohrssunn.
Do kousch nimme dinne blaiwe
Fröhlich läfft a jeder Brunn

Loodt aich ei: Kummt, laßt die Sorche
Griwwelt net en aire Wend!
Denn an jedem naie Morche
Nimmt a gueter Gaascht aich d'Hend

Führt aich klanne Erdewärmlich
Kerzegrod ens Paradies. –
D'Bläämlich stecke ihre Ärmlich
Iwwersche aus jeder Wies'

An de hooche Burgmauern
D'Schläähe fange z'blühwe ou
Auf de Felder leiche d'Bauern
Mit de Pflüch ihr Furche nou.

D'Hoselwärschtlich werde gälwer
Und der Herrgott fraabt se fei
Denn im Frühjoohr mecht er selwer
Gere Hoheloher sei.

Rudolf Schlauch



Albert Burkhardt, Flügelaltar in Ehingen, Konviktsgebäude

Aufnahme Landesgewerbeamt Stuttgart

Kirchliche Kunst der Gegenwart in Oberschwaben

Von Erich Endrich

Der Glanzzeit oberschwäbischer Barock- und Volkskultur im 18. Jahrhundert folgte im 19. Jahrhundert eine Ermüdung und Erschlaffung der schöpferischen Kräfte. Die Kunstblüte dieses ehemals so fruchtbaren Nährbodens baulicher und künstlerischer Ideen und Impulse welkte langsam dahin. Erloschen war das elementare Lebensgefühl, das damals nicht nur die große Zahl der herrlichen Kirchenbauten, Klöster, Schlösser und Städtanlagen geschaffen, sondern auch das politische, soziale, wissenschaftliche, künstlerische und vor allem das religiöse Leben durchformt und durchgeistigt hatte. Das 19. Jahrhundert war künstlerisch weithin unsensibel geworden, was nach St. Augustin als Laster bezeichnet wird. Nicht nur, daß man das reiche Erbe der früheren Zeiten nicht mehr verstand und daher verachtete. Vielerorts wanderte das köstliche Kunstgut des Barock ins Feuer. Man verfiel einem toten Historismus und machte in Neuromanik und Neugotik. Eine phrasenhafte Äußerlichkeit war die Folge, bis endlich zu Anfang des 20. Jahrhunderts echte Kräfte die abgestandenen Wasser wieder in Wallung zu bringen versuchten.

Dazu zählt Karl Caspar. Sein erstes sakrales Kunstwerk entstand in Oberschwaben, als er den Chorbogen der neubauten Kirche in Heudorf bei Mengen bemalte. Diese echte und erste Monumentalmalerei der Gegenwart in Oberschwaben wurde in ihren Ent-

würfen amtlicherseits sehr kritisch beurteilt: „Wir können uns kaum entschließen, den Plan für den Chorbogen in Heudorf zu genehmigen. Die Gestalt der Muttergottes weicht so sehr von aller kirchlichen Tradition ab, daß das Volk sie nicht erkennen oder sich an ihr ärgern wird. St. Notburga ist entgegen allen Gesetzen kirchlicher Darstellung auch in der Glorie des Himmels im dürftigen Magdgewand dargestellt. Bei dem Engel des Fegfeuers fällt unangenehm das wildflatternde Haar auf . . .“ Das war im Sommer 1905. Zwei Jahre später schreibt der Begründer der Beuroner Kunstschule, P. Desiderius Lenz aus Monte Cassino an den Stadtpfarrer von Binsdorf: „Ich halte Herrn Caspar geboren zum Kirchenmaler. An Feingefühl für Tiefe, innerer Auffassung und Ausdruck wird er wenige Seinesgleichen haben in Württemberg.“ 1908 entstand so das zweite große Werk Caspars: die Fresken im Schiff der Stadtpfarrkirche zu Binsdorf. Ein Jahr darauf, Juli 1909, hat Konrad Weiß in der Köln. Volkszeitung die Binsdorfer Fresken gewürdigt und fast prophetisch geschrieben: „Wenn wir hier auf einen jungen württembergischen Monumentalmaler aufmerksam machen, in dessen großen kirchlichen Wandgemälden sich moderne Kunstauffassung mit tiefem seelischem Gehalte einen, so geschieht es, um beizeiten dem Fehler vorzubeugen, daß eine außerordentliche künstlerische Kraft in

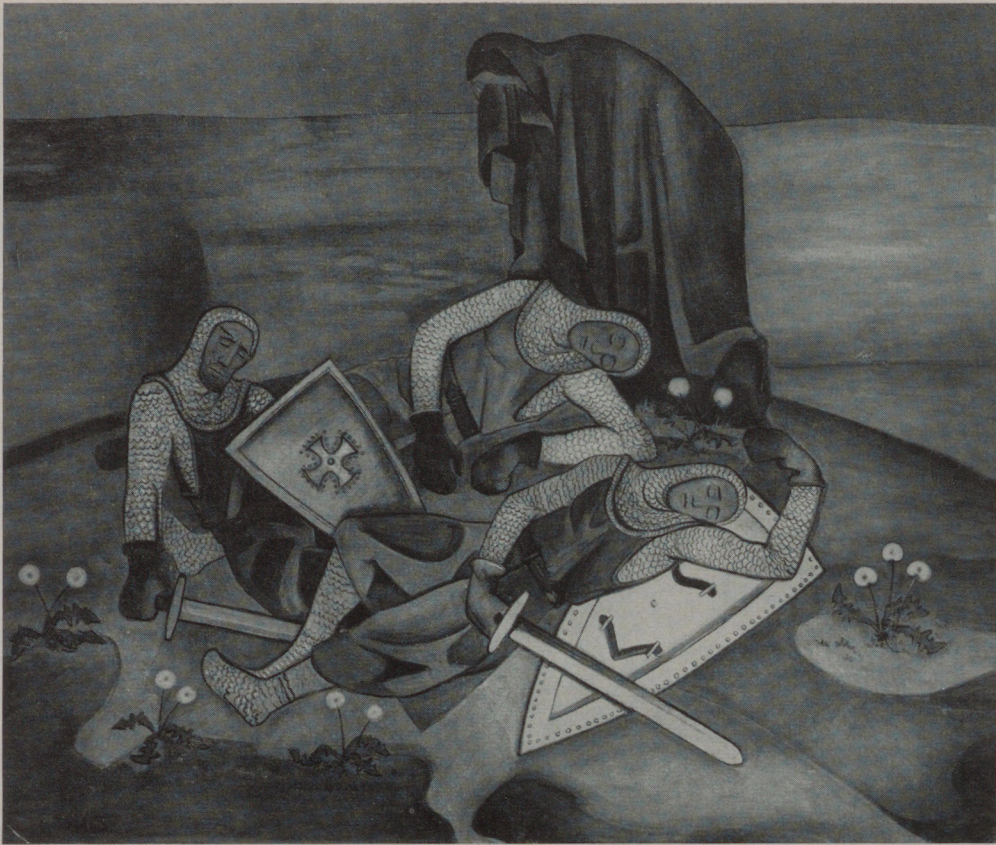


Wilhelm Geyer, Glasfenster in St. Jodok, Ravensburg, Anbetung der Weisen

Werkfoto Derix, Rottweil

ihrer ersten frischesten Schaffensfreude etwa brach liegen müßte, bis die Zeichen der Zeit und der künstlerischen Entwicklungstendenz allgemein und für uns zumal in ihrer Sonderbedeutung für die kirchliche Kunst verstanden sein werden.“ Gerade dieser Fehler, vor dem Konrad Weiß warnte, wurde gemacht:

Caspars künstlerische Kraft blieb für den kirchlichen Raum brach liegen. Er verließ seine Heimat und wandte sich München zu, auch eine Szene aus dem langen Trauerspiel der verpaßten Gelegenheiten. Es sollte noch eine geraume Zeit verstreichen, bis die Zeichen der Zeit in ihrer Sonderbedeutung für die



Paul Hirt, Fresko in der Plankentalkapelle bei Buchau. Adelindis betrauert ihre drei erschlagenen Söhne

kirchliche Kunst verstanden wurden. Im Jahre 1928 wurde anlässlich der Hundertjahrfeier der Diözese Rottenburg eine Jubiläumsausstellung „Religiöse Kunst der Gegenwart in Württemberg“ unter Mitwirkung des Württ. Kunstvereins im Stuttgarter Kunstgebäude veranstaltet. Diese Ausstellung war ein Markstein und kann als der gelungene Durchbruch der neuen Formsprache auf dem Gebiet der christlichen Kunst innerhalb unseres Landes bezeichnet werden. Die weitere Entwicklung des christlichen Kunstlebens in den letzten 25 Jahren wurde im Jahre 1952 beim hundertjährigen Jubiläum des Kunstvereins der Diözese Rottenburg im Landesgewerbemuseum in Stuttgart in einer eindrucksvollen Gesamtschau vorgeführt.

Die Maler, die sich in den Dienst der christlichen Kunst, vor allem in Südwürttemberg, gestellt haben, sind vielfach Oberschwaben. Abgesehen von Gebhard Fugel (1863–1939) aus Klöcken bei Ravensburg, der mit realistischen Mitteln das religiöse Wand- und Tafelbild zu erneuern versuchte und dessen Kirchenbilder in Liebenau, auf dem Gebhardsberg bei Bre-

genz, in der Stadtpfarrkirche in Wangen und in der Liebfrauenkirche in Ravensburg bis jetzt noch erhalten sind, und Karl Caspar, 1879 in Friedrichshafen geboren, dessen Pinsel nach Binsdorf leider keine Kirchenwand in Württemberg mehr berührt hat, sind vor allem die Oberschwaben *Wilhelm Geyer* aus Ulm und *Albert Burkart* aus Riedlingen zu nennen. Letzterer, 1898 geboren, jahrzehntelang in München, heute Professor am Städel-Institut in Frankfurt, fand sich in seiner Kunst zu einem an große frühitalienische Vorbilder gemahnenden Stil voll reiner Klarheit und Empfindungstiefe. Seine Wandbilder in Leutkirch (Stadtpfarrkirche) und Memmingen (St. Joseph) weisen ihn als erfahrenen und begabten Monumentalmaler aus; seine Altarbilder in Ehingen a. D. (Konviktskapelle), Riedlingen (Stadtpfarrkirche), Pfrungen (Pfarrkirche) und Uttenweiler (Uta-Kapelle), seine Kreuzwegstationen in Ehingen a. D. (Konviktskapelle) sowie seine Glasfenster in Riedlingen (Stadtpfarrkirche, Franziskanerkapelle) atmen den Hauch inniger Gläubigkeit.

Wilhelm Geyer, 1900 geboren, begann als Monu-

mentalmaler 1928 in der zerstörten Susokirche in Ulm, malte eine Taufkapelle in der Stadtpfarrkirche zu Ehingen a. D. aus und schuf Chormalereien in Schönebürg und Blaubeuren. Seine ersten Glasfenster entstanden 1935 für die Pfarrkirche in Magolsheim bei Münsingen. Auf dem Gebiet der sakralen Glasmalerei hat Wilhelm Geyer in stiller Stetigkeit eine künstlerische Reife erreicht, die ihm niemand bestreitet. In Oberschwaben sind zu nennen die Fenster für die erneuerte Stadtpfarrkirche in Tett nang, für die erneuerte gotische Jodokskirche in Ravensburg, für die erneuerte Pfarrkirche in Baustetten bei Laupheim, für die umgebaute Pfarrkirche in Einsingen bei Ulm sowie das Brauttor-Fenster im Ulmer Münster und die Kreuzwegfenster in der neuen Wengenkirche zu Ulm. Der christliche Bilderkosmos erscheint in einer neuen und überwältigenden Transparenz, die sich durch eine klare biblische und theologische Konzeption, durch eine tiefe Symbolträchtigkeit und durch eine hohe malerische Qualität auszeichnet. Dabei erfüllen diese Fenster immer ihre architektonische Aufgabe. Als Geyer am 5. Dezember 1954 in der „Fähre“ zu Saulgau, diesem kulturellen Magnet inmitten des Oberlandes, den Oberschwäbischen Kunstpreis er-

hielt, war das die verdiente Würdigung des künstlerischen Schaffens eines Oberschwaben, der die christlichen Bildinhalte mit den Bildkräften unserer Zeit neu geformt und zur überzeugenden Darstellung gebracht hat. Auch seine graphischen Mappen-Werke, zumeist biblische Folgen: Das Leiden Christi, Bildgedanken zu den Sonntags-Evangelien, Über das Johannes-Evangelium, Hiob, Moses, Kairos und Aus der Apokalypse, sind weithin verbreitet und dienen der christlichen Verkündigung.

Unter dem Einfluß von Adolf Hölzel (1853–1934) standen die Kirchenmaler *Josef Eberz* (1880–1942), *August Blepp* (1885–1949) und *Alois Schenk* (1888 bis 1949). Ein Tafelbild von Eberz (Herz-Jesu) hängt in der Konviktskirche zu Ehingen a. D. Alois Schenk hat in der Klosterkapelle der Franziskanerinnen in Sießen bei Saulgau ein monumentales Franziskusleben und in die farbensatte Pfarrkirche in Baienfurt ein Hochaltar-Fresko mit einem Kreuzweg in gleicher Technik gemalt. Von den Formgesetzen des Expressionismus stark berührt, malte der herbe Heuberger August Blepp in resoluter Farbigkeit und religiöser Spannung sowie in klarer Gliederung des Bildbaus seine Bilder in Heggelbach, Ellwangen bei Leutkirch,



Herbert Otto Hajek, Tabernakeltüre für die Hauskapelle des Kreiskrankenhauses in Saulgau



Hilde Broer, Bronzerelief, Maria und Elisabeth,
in St. Jodok, Ravensburg Aufnahme Stuhler

Jordanbad, Wilhelmskirch und Aichstetten. Sein mächtiger Freskenzyklus im großen Saal des Hafenbahnhofs in Friedrichshafen mit den sechs schwäbischen Städten: Ulm, Stuttgart, Mergentheim, Heilbronn, Freudenstadt und Wildbad wurde leider völlig zerstört.

Paul Hirt aus Villingen (1898–1951), in Italien und Frankreich groß geworden, rang um einen neuen Monumentalstil und um die geschlossene farbige Gestaltung eines Innenraums, als er in sorgsamster und meisterlich beherrschter Technik in der Plankentakpelle bei Buchau das Leben der oberschwäbischen Volksheiligen Adelindis in acht Großbildern in den nassen Kalk schrieb. Auch das Sgraffitto an der Außenseite der Ostwand mit der Darstellung der Ortssage ist eines der besten Monumentalbilder der Gegenwart in Oberschwaben.

Auch Alfred Vollmar und Josef Nicklas sind Oberschwaben, beide 1893 geboren und bekannt als Landschaftler und Radierer. Mehr der guten Überlieferung der altdeutschen Malerei verbunden begegnen wir in verschiedenen Kirchen ihren Bildern. Vollmar hat in der Franziskanerkirche zu Ulm und zu Saulgau, in Achstetten, Kappel bei Buchau, Altsteußlingen, Laubach, Heggbach usw. sich als Gestalter innerlich erlebter Glaubensinhalte erwiesen. Von Nicklas gibt es monumentale Wandbilder in Reute bei Waldsee und in Kappel bei Buchau, deren zeichnerische Vornehmheit jedermann gefällt.

Die Oberländer August Braun und dessen Neffe Josef Braun aus Wangen im Allgäu verfügen über

eine gepflegte Malkultur und haben wiederholt monumentale Aufgaben vor allem in erneuerten Kirchen gemeistert.

Wie eine Reihe von Malern haben auch begabte Bildhauer ihre oberschwäbische Heimat verlassen und München zu ihrer Wahlheimat gemacht. Es sei an Josef Henselmann, Franz Lorch, Karl Rieber und Maria Elisabeth Stapp erinnert. Der Meister des Passauer Hochaltars und derzeitige Direktor der Münchener Akademie der Bildenden Künste Henselmann schuf in seiner altherwürdigen Heimatkirche Laiz bei Sigmaringen eine moderne figurale Stuckdecke von hohem künstlerischem Rang. Vor dieser Kirche steht auch das von ihm gestaltete Kriegerdenkmal, ein auferstehender Christus, was zum besten gehört, was an guten Ehrenmalen weitem im Land zu finden ist. Der aus Sigmaringen stammende Lorch befaßt sich mit der Neugestaltung des barocken Hochaltars in der restaurierten Abteikirche zu Beuron, dessen herrliche Assumptio-Gruppe von J. A. Feuchtmayer leider im 19. Jahrhundert einer monastischen Kunstdoktrin zum Opfer gefallen ist. Karl Rieber von Unlingen trat nicht in die Fußstapfen seines großen Landsmanns Joseph von Kopf, um Bildnisbüsten europäischer Berühmtheiten zu meißeln. Er widmete sich der christlichen Kunst und hat in den letzten 30 Jahren vorwiegend für seine schwäbische Heimat eine stattliche Anzahl von Holz- und Steinbildwerken geschaffen. Fern allem dekorativem Klassizismus atmen seine Werke die blutmäßig vitale Bodenständigkeit und Urwüchsigkeit des frommen oberschwäbischen Bauern. Seine Kriegerdenkmäler in Riedlingen, Herrlingen und Ehingen, die monumentale Kreuzigungsgruppe an der Fassade der Petrus-Canisius-Kirche in Friedrichshafen sowie die zwei Kreuzwegstationen in der Stadtpfarrkirche in Riedlingen, deren Fortsetzung dringend zu wünschen ist, verraten eine geballte künstlerische Kraft von echter Naivität und strenger Wahrhaftigkeit. Auch Wilhelm von Rechenberg (Oberrnau) ist in München zu einem Bildhauer herangereift, der in seinen Schöpfungen eine bemerkenswerte Intensität des seelischen Ausdrucks mit einem modernen Formbewußtsein vereint. So sind die vierzehn Kreuzwegstationen zur Plankentakpelle bei Buchau entstanden, Kleinplastiken in gebranntem Ton. Begreiflicherweise wird ein solches einprägsames Kunstwerk in seiner objektiven Sinngestaltung und Zeichenhaftigkeit von jenen abgelehnt, die sich an ihre harmlos rosigen Gipsfiguren gewöhnt haben.

In Kressbronn befindet sich das Atelier des Bildhauers Berthold Müller-Oerlinghausen, der mit ausdrucks-

starken Plastiken und Steinmosaiken hervorgetreten ist und der auch Krieger- und Grabdenkmäler voll Würde und Weihe zu gestalten vermag. Ein junger Bildhauer, *Herbert Otto Hajek* (Stuttgart-Zuffenhausen), hat für die Kapelle des Kreiskrankenhauses in Saulgau einen Altar gestaltet, dessen Tabernakel in Silberbronzeguß in seiner metallisch strengen Stilisierung, Flächenaufteilung und vergeistigten Empfindung zum besten gehört, was sakrale Gegenwarts-kunst jüngst in Oberschwaben geschaffen hat. Auch hier geht es nicht um Abbildlichkeit, sondern um Sinnbildlichkeit.

Im edlen Wettlauf der Künste gebührt noch zwei oberschwäbischen Bildhauerinnen der Lorbeer: *Maria Elisabeth Stapp* zur Zeit in Ravensburg und *Hilde Broer* in Krefßbronn. Maria Elisabeth Stapp, im Geiste Münchens groß geworden, bewältigte in jahrelangem Ringen die Monumentalplastik des heiligen Martin beim Aufgang zum Münster in Weingarten. Diese künstlerisch bedeutendste Großfigur im oberschwäbischen Raum der Gegenwart zeigt Wahrhaftigkeit der Werkerfüllung, Einfachheit, asketische Knappheit der Ausdrucksmittel. Die Naturform hat sich zur großen Kunstform verdichtet und verklärt. In der neuen Christkönigskirche in Ravensburg geht die Innenausstattung aus der Hand der gleichen Bildhauerin hervor. Neben dem feingeformten Marienaltärchen befindet sich der neuartige Taufbrunnen. Das symbolische Rund der Kugel steht auf dem Rand eines figuralen mehrteiligen Reliefs mit biblischen Bildern, die sich auf die Taufe beziehen. Schon schickt sich die Künstlerin an, gegen die mächtige Chorrückwand aufzukommen, die eine Riesenplastik des Christus-Königs am Kreuz mit Maria und Johannes erhalten soll.

Hilde Broer, Meisterschülerin von Ludwig Gies, schafft Werke verhaltener Schönheit, deren Linien-spiel von innerer Stille und fraulicher Anmut beseelt sind. Auch sie formt mit Vorliebe christliche Themen, sei es auf einem Kanzelkorb wie in Tettngang (Stadtpfarrkirche) oder als Glockenzier wie auf den Glocken der Stiftskirche von Buchau oder in rhythmisch gegliederten Kommuniongittern, ebenfalls in Tettngang und in Ravensburg (St. Jodok). Von besonderem Reiz ist die Plastik des Göttlichen Kinderfreundes im neuen Schulhaus zu Krefßbronn. Auch hat sie eine Reihe religiöser Münzen geschnitten, die in ihrer abstrahierenden Form mit knappsten Mitteln Wesentliches aussagen. Die Patronin der Autofahrer, die heilige Franziska Romana mit ihrem Engel, hat die begabte Bildhauerin zu einer Kleinplakette gestaltet, die praktisch verwendbar ist.

Bei einer Kunstfahrt durch Oberschwaben begegnen wir in vielen Kirchen und Kapellen neuzeitlichen Bildwerken aus den Werkstätten von P. Ansgar Dreher (Beuron), Gebhart (Isny), Hermanutz (Ehingen), Kasper (Schussenried), Lesehr (Biberach), Marmon (Sigmaringen), Scheck (Saulgau), Scheurle (München). Das gleiche gilt auch von einzelnen hier nicht genannten Malern.

Zum Schluß darf noch darauf hingewiesen werden, daß in den letzten zwanzig Jahren allein in Oberschwaben gegen zweihundert Kirchen und Kapellen erneuert wurden. Diese umfassende und weitgreifende denkmalpflegerische Tätigkeit ist ein Ruhmesblatt des oberschwäbischen Volkes, eine Ehrenchronik seiner Gläubigkeit und Opferbereitschaft, ein Denkmal seines Kunstsinnes, der in dieser Landschaft uralter Klosterkultur und Feudalherrschaft jetzt wieder neue Blüten treibt.

Der Maler Friedrich Schüz

Von Walther Genzmer

Der Maler Friedrich Schüz ist im Oktober des vergangenen Jahres, kurz nach seiner Übersiedelung von Haigerloch nach Tübingen, im Alter von achtzig Jahren einem Verkehrsunfall zum Opfer gefallen. Schüz war von Abstammung Schwabe. Sein Vater war der liebenswerte Maler Theodor Schüz, ein schwäbischer Pfarrerssohn, jedem Württemberger bekannt durch das Gemälde „Mittagsrast bei der Ernte“, das einen Ehrenplatz in der Stuttgarter Staatsgalerie einnimmt.

Der Großvater mütterlicherseits war Theologieprofessor in Tübingen. Theodor Schüz, geboren 1830, gestorben 1900, lebte von 1866 an in Düsseldorf, wo Friedrich Schüz im Jahre 1874 geboren wurde und den größten Teil seines Lebens zubrachte. Friedrich Schüz war Schüler der Düsseldorfer Kunstakademie, insbesondere des von ihm sehr verehrten Eduard von Gebhardt. Nach beendetem Studium lebte er jahrelang in Italien und beschäftigte sich eingehend mit



Die Nachbildung des Abendmahls von Leonardo in der Evangelischen Kirche zu Haigerloch.
Gruppe der Jünger Johannes, Petrus und Judas

den großen italienischen Malern, die er häufig zu kopieren hatte, und davon hat seine Malweise etwas Großzügiges, Gelassenes und Übernationales bekommen. Seine schönen Städte- und Landschaftsbilder aus Italien, Österreich und Deutschland sind meist in einer von ihm entwickelten wirkungsvollen Spachteltechnik gemalt. Auch als Porträtist hat sich Schüz vielfach betätigt. Neben der Ölmalerei pflegte er die Radierung und die Pastellmalerei, für die er ein unverwischbares Verfahren erfand. Fast sein ganzes Leben lang beschäftigte ihn Leonardos Mailänder Abendmahl, das er ebenso wie die zeitgenössischen noch zu Lebzeiten Leonardos und unter seinen Augen entstandenen Kopien und Teilkopien (die in Tongerlo bei Antwerpen, in London und in Straßburg) immer wieder besuchte und studierte. Vor allem tat es ihm der herrliche bartlose Christuskopf in Straßburg an, und dieser ist es wohl in erster Linie gewesen, der ihn bewogen hat, an eine eigene Nachschöpfung des erhabenen Werkes heranzugehen. Die vor vielen Jahren entstandene Nachschöpfung in halber Größe des

Originals, die im zweiten Weltkrieg in Düren zugrunde ging, erregte 1939 bei der Leonardo-Ausstellung in Mailand großes Aufsehen. Schüz zog während des zweiten Weltkrieges von Düsseldorf nach Haigerloch, wo sein Bruder, übrigens auch ein begabter Maler, ein Vierteljahrhundert lang evangelischer Pfarrer war. Bald nach Beendigung des zweiten Weltkrieges beschloß Schüz, noch einmal eine Rekonstruktion des Abendmahles, diesmal aber in der Größe des Originals, ins Werk zu setzen. Namhafte Kunsthistoriker, darunter der verstorbene Karl Kötschau und der Leonardokenner Heydenreich, begrüßten das in Anbetracht des hohen Alters des Künstlers kühne Unterfangen und bestärkten ihn darin. Nach mancherlei Versuchen, in Württemberg einen geeigneten Raum zu finden, wählte Schüz schließlich die evangelische Kirche in Haigerloch, deren Raum zwar viel kürzer ist als das Mailänder Refektorium, deren Altarwand aber der Schmalwand in Mailand in den Dimensionen ungefähr entspricht. Schüz fand zwei ausge-

zeichnete unermüdliche Helfer in dem Gießener Maler Walter Kröll und in dem in Haigerloch ansässigen Bildhauer und Graphiker Gerhard Halbritter. Nach zwei Jahren angestrengter Arbeit konnte die Rekonstruktion, für die ein von Professor Wehlte empfohlenes Malverfahren angewendet wurde, im vergangenen Jahr der Öffentlichkeit übergeben werden. Sie hat überall, auch bei den Fachleuten, größte Anerkennung gefunden und bildet jetzt eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit der an Kunstschätzen reichen Stadt Haigerloch. Es darf noch erwähnt werden, daß die Mittel für die Nachschöpfung durch freiwillige Stiftungen zusammengebracht worden sind und daß Schüz selbst für seine Arbeit keine Entlohnung verlangte. Es ist dem greisen Künstler nicht vergönnt gewesen, sich an dem glücklich vollendeten Werk noch lange zu

erfreuen. Es zog ihn von Haigerloch, wo man ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte, nach Tübingen, der Stadt, in der seine Mutter aufgewachsen war, und er hoffte hier, so wie er es früher in Düsseldorf und in Haigerloch als liebenswürdiger Gastgeber verstanden hatte, einen Kreis von kunstbegeisterten Freunden – und Schüz hatte eine echte Begabung für Freundschaften – um sich scharen und mit ihnen über Dinge, die ihm am Herzen lagen, diskutieren zu können. Das hat sich leider nicht mehr verwirklichen lassen, doch hat Schüz der Stadt Tübingen als Beitrag zu dem geplanten Tübinger Museum neben eigenen Arbeiten eine Anzahl von Gemälden und viele kostbare Handzeichnungen seines Vaters vermacht, und auch hierdurch wird der Name des edlen Mannes mit seiner schwäbischen Heimat verbunden bleiben.



Christus aus der Nachbildung des Abendmahls
von Leonardo

Vom altschwäbischen Ofen

Von Max Lohß

Mit 8 Aufnahmen des Verfassers

In richtiger Schau hat Rudolf Meringer († Graz 1931) den Ofen „die Seele der Stube“ genannt, und in der reizvollen Erzählung „Als ich das Ofenhückerl war“, preist ihn Peter Rosegger († Krieglach 1918) als „den besten Freund unseres Hauses“. Gewiß zählen auch viele unserer Leser zu ihren schönsten Jugenderinnerungen frohverbrachte Stunden in einer echten schwäbischen Bauernstube mit ihrer innenstarken Art und ihrem „altdeutschen“ Ofen, der ihre Behaglichkeit wesentlich mitbestimmte und der winters eine so heimelige Wärme ausstrahlte:

„dieweil der Ofen ein guter Hort
für Kind und Kegel und alte Leut
zu plaudern, wann es wind't und schneit.
Recht als ein Turn tät er sich strecken
mit seinem Gipfel bis zur Decken.“

Eduard Mörike hat in seinem „Turmhahn“ mit dichterischer Phantasie einen großartigen Ofen¹ geschildert, dem, einem „Bibelofen“ sozusagen, die Aufgabe der „biblia pauperum“ zukommt. Derartig reichgestaltete Ofenplatten gibt es noch, so wie sie etwa Meister Philipp Soldan zum Frankenberg schon im 16. Jahrhundert geschaffen hat mit allerhand biblischen Bildern. Er, sein Schüler Bunsen und andere Meister haben außerdem Szenen aus der antiken Mythologie, Städtebilder und erfreulicherweise auch solche aus dem Volksleben auf Ofenplatten künstlerisch dargestellt. Diese Altmeister entnahmen u. a. auch Gemälden und Stichen von Dürer und Cranach mannigfaltige Anregungen. Auch später noch schufen Künstler ersten Ranges Vorbilder für solche Platten (so u. a. G. Schadow eine mit Friedrich d. Gr. zu Pferde).

Für die technische Herstellung einer Ofenplatte ist zuerst ein Modell in Holz geschnitzt worden; dieses wurde für den Guß in die feuchte mit Kohlenstaub bestreute Sandform eingedrückt. Für den künstlerischen Eisenguß waren demgemäß Formenschnneider von bedeutendem künstlerischem Können tätig, darunter Bildhauer mit gutem Namen, bei uns etwa die Ellwanger Familie Paulus im 17. und 18. Jahrhundert,

besonders Johann Paulus, Schreiner und Bildschnitzer, der „die Histori Sallomonisz, auch die Königin von Saba“ geschnitten, ferner dessen Sohn Melchior Paulus (1669 bis ca. 1740), der mit „Bildhauwer arbeit gemacht die historiens Jonasz, Josephi, item Tobias.“ Später Konrad Weitbrecht (1796–1836) u. a., so daß es zu fruchtbarer Durchdringung der einzelnen werk-künstlerischen Arbeitsmethoden kam.

Unsere schwäbischen Hüttenwerke haben ansehnliche, gediegene Arbeiten geliefert, die unseren „vaterländischen Künstlern alle Ehre machen“ (s. OA.-Beschreibung v. Aalen, S. 95). Landauf und -ab stehen noch viele stattliche gußeiserne Brunnentröge aus der Herzogs- und Königszeit mit allerlei Zierat, insbesondere aber mit dem zur Zeit des Gusses gültigen Landeswappen. Diese sind auch der häufigste Schmuck der vorderen Ofenplatte auf den alten Kastenöfen in den Bauernstuben, die im Volksmund meist als „altdeutsche“ Ofen bezeichnet werden, im Fränkischen auch als „Turmofen“, (Dure'-oufe'). Während aus der Eifel eine Ofenplatte das Jahr 1497 als früheste bekannte Datierung aufweist, entstanden in Württemberg die ersten Güsse um 1540 in dem im Brenztale gelegenen Hütten: Heidenheim, Itzelberg und Königsbronn; diese, sowie Christofstal und Friedrichstal bei Freudenstadt wurden später abgelöst beziehungsweise überflügelt von Wasserralingen (seit 1670).

Ed. Mörike war aber auch mit dem einfachen schwäbischen Kastenofen wohl vertraut. In einer reizenden Zeichnung² hat er sich selbst dargestellt in dem „Anblick meiner Stube in Owen“ (vom 1. Januar 1830); der Herr Pfarrvikar stützt sich hier auf das Ofengesims und „scheint eine Predigt zu memorieren . . .“ neben einem Leuchter mit brennender Kerze. In eines anderen Schwabendichters Leben tritt der altdeutsche Ofen auch in greifbare Erscheinung. Sein von Uhland in dem Gedicht „Auf das Kind eines Dichters“ besungenes Patchen, die in Welzheim am 2. Dezember 1813 geborene Rosa Maria Kerner (später vermählte Niethammer) erzählt in dem köstlichen Büchlein „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“: „Im Herbst 1816 zogen wir nach Gaildorf . . . Hinter

¹ Vgl. den gußeisernen Ofen von Zinsweiler (Unterelsaß) mit sechs biblischen Szenen und Zierstücken aus Messing (E. Polaczek, Volkskunst im Elsaß, Abb. 91).

² Abgebildet u. a. bei M. Koschlig, Mörike in seiner Welt, S. 74.



1. Ofen mit Ofenplättles-Wand und Banksiedel in Ditzingen

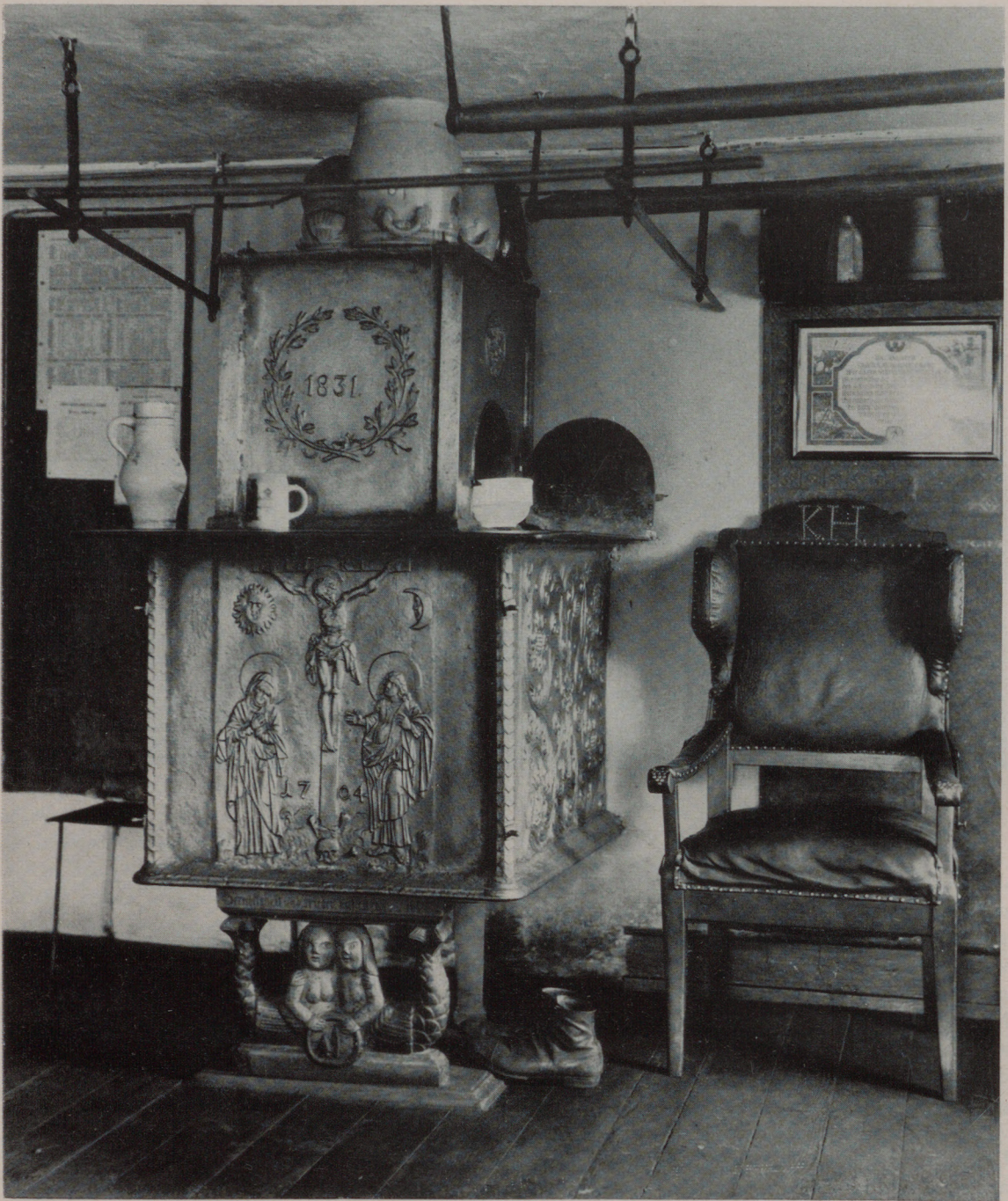
der Kirche, in einem kalten, finstern Haus bezogen die Eltern einige Zimmer. Mit der Heizung war es sehr schlecht bestellt. Es war zwar ein großer Ofen vorhanden, so groß, wie man jetzt keinen mehr sieht; mit einer langen Ofengabel wurden die Kochhäfen hineingeschoben und mit einem Blasrohr das Feuer angeblasen; aber der große Ofen kam nicht zur Hälfte den Eltern zugut, er war zwischen zwei Zimmern eingemauert und nur eine Platte davon ging in unser Zimmer. Zunächst an diese Platte kam unser Feuer. Es war aber ein sehr kalter Winter und nicht möglich, auf diese Art das Zimmer zu erwärmen, besonders, da das Holz wie durch einen Zauber bald auf die andere, größere Seite des Ofens, die in das Zimmer des Hausbesitzers ging, verschwand. Wenn der Vater zu Haus war, rückte er ein kleines Tischchen hart an die mühsam erwärmte Platte, um schreiben zu können. Er mußte es aber von Zeit zu Zeit abräumen, um die Oberfläche desselben am Ofen zu erwärmen, damit die erstarrten Hände etwas gelenkiger wurden ...“ Wie sollt' ein Kastenofen Kernen Wärme

spenden, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt?

In einem rechten Bauernhaus aber ging's anders her! Beim Anfeuern wurde vom Ofenloch in der Küche aus ein Strohwisch entzündet, der dann leicht brennende, harzgetränkte Kienäste ansteckte; nachgeschürt wurde mit gewöhnlichem Holz, und schließlich die Wärme unterhalten mit „Stumpen“, das ist klotziges Wurzelholz, das im waldbesitzenden Bauernhaus in großer Menge vorhanden war. Tagsüber war die Stube von einer molligen Wärme erfüllt und dann galt Mörikes Lob, wenn auch

„der grimmig' Winter sich erbot, ...
– du meine Güt', da lobt man sich
so frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmelt halt die Nacht so hin,
es ist ein wahrer Segen drin.“

Bis vor etwa zwanzig Jahren gab der Ofen mit der Kreuzigung einer großen Bauernstube im Welzheimer Wald das Gepräge. Betrachtet mir das Werk genau!



2. Altdeutscher Ofen und Sorgensessel; früher in Gausmannsweiler

(Abb. 2). Der Feuerkasten mit der eindrucksvollen Hauptplatte vom Jahre 1704 ist also immerhin 250 Jahre alt; wahrscheinlich stammt sie von Johann Paulus dem Jüngeren, der im Jahr 1716 bestätigt, daß er „dasz Crutzifix darunter die Muetter Gottesz und

Johannes gemacht“ habe. Die obere Platte ragt über die drei Senkrechten gesimsartig heraus, so daß Speisen und Getränke darauf „überschlagen“ bleiben; im Bratofen (Alb: Ofenrohr) eine Schüssel. Der nach hinten verlängerte Feuerkasten heißt „Höll“ (deut-



3. Kastenofen im Haghof bei Welzheim

licher in Abb. 3); in ihr hängt der eiserne, glockenförmige, wassergefüllte „Höllhafen“ (Fassungsvermögen etwa eine Gelte); auf der Alb dafür das 80 cm lange Ofenschiffle, das von der Stube zur Küche hinausreicht. Aus seiner ursprünglichen Rundform

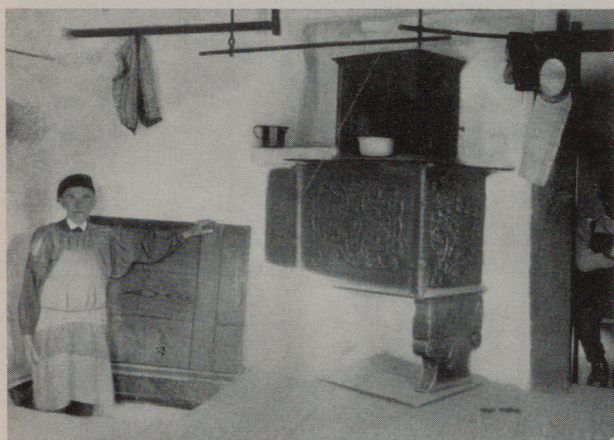
(Abb. 8) wird die Bezeichnung „s Helm“ für den kleineren Aufsatz erklärlich; dessen dünnere Platten brannten schneller durch und mußten daher öfters ersetzt werden (deshalb 1831). Darüber stehen umgestürzt große Steinguthäfen zum Entsäuern. An der



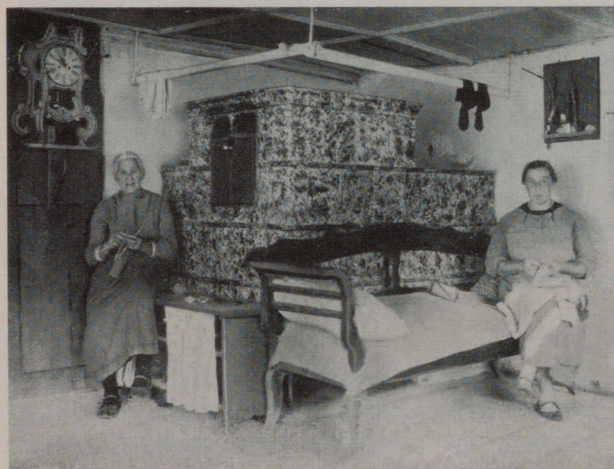
4. Kastenofen mit Kunst in Schwenningen



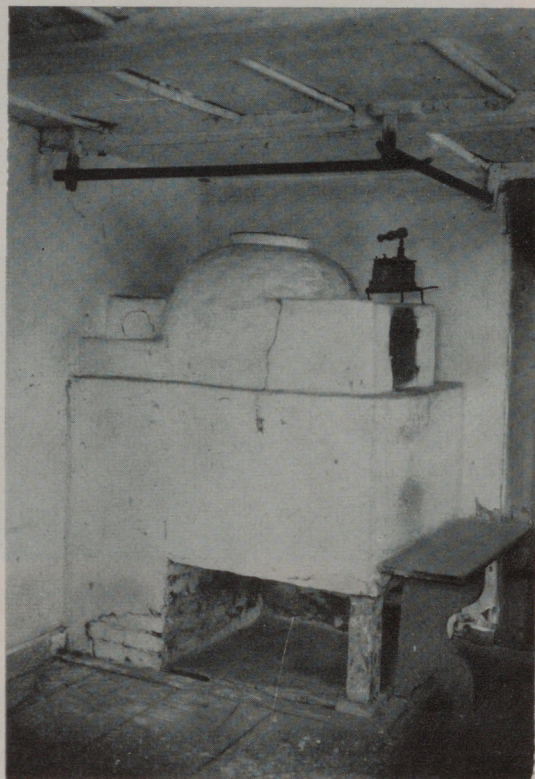
7. Kachelofen in Sulgau bei Schramberg



5. Kastenofen einer Weberstube in Donnstetten



6. Kachelofen in Rohrdorf (Allgäu)



8. Klotzofen in Friesenhofen (Allgäu)

Decke sind befestigt die Ofenstänge zum Wäschetrocknen (dafür im Fränkisch-Hohenloheschen: Ofen-spänge = Oufe'spängelich); rechts davon die sogenannten Spä(ne)stangen, zum Trocknen der in den Kunkelstuben früher als Leuchtfeuer gebrannten Lichtspäne. –

Dem Feuerkasten dient vorn als Stütze der Ofenstein. Unsere Heimatmuseen bergen manchen von den zünftigen Steinmetzen gar „sauber gemodelten“ Ofenstein mit vielgestaltigem bilderischem Beiwerk. Auf Abb. 2 sind es „Meerkindle!“ (Er und Sie!); sie halten ein Bauernwappen mit Pflug-Schar und -Sech. Oben ein Spruchband: Gerechtigkeit und Frieden küssen sich, 1802. – Rechts vom Ofen der lederüberzogene Sorgensessel, der Großvaterstuhl, auch Ohrenstuhl und im Fränkischen „Herrle-Sessel“ genannt.

Haghof am Limes (bei Welzheim, Abb. 3). Die vordere Ofenplatte vom Jahre 1728 zeigt das württembergische Wappen aus der Zeit von E(berhard) L(udwig), H(erzog) Z(u) W(irtemberg). Der Aufsatz wieder wesentlich jünger. In der Küche ist hier eine von dort aus zu bedienende neue Kocheinrichtung eingebaut. Unsere mit abgebildete Altbäuerin aber hat ihren altdeutschen Ofen jahrzehntelang in ursprünglicher Weise (wie bei Kerners in Gaildorf) betreut. Hübscher Ofenstein vom Jahre 1792 mit pflügendem Bauern; über den Engelsköpfen das Spruchband: „Liebe du mich, so lieb ich dich.“

Donnstetten (Krs. Münsingen, Abb. 5). Kastenofen vom Jahre 1745 aus der Zeit von C(arl) H(ertzog) Z(u) W(irtemberg). Über dem „Oberstock“ das „Ofe'g'rähm“. Ein Drittel des schräggestellten Ofens soll die anliegende Stubenkammer (rechts) erwärmen. Der alte, längst heimgegangene „Hansmichelsjörg“ an der „Tunk-Fall“ ist im Begriff, in diese seine halbunterirdische Werkstatt hinabzusteigen.

Ditzingen bei Leonberg (Abb. 1). Kastenofen; an der Stubenküchenwand etwa 80 Ofenplättle vom Jahre 1767. Darauf allerhand volkstümliche Szenen: Reiter, Tiere, Blumen, Reime und Sprüche, also wiederum eine Art Bauernfibel in herzhafte-volkstümlicher Schau. Unterhalb eine Bank-Siedel mit Schubfächern für Spielsachen.

Schwenningen a. N., hintere Mühle (Abb. 4). Eiserner Kastenofen. Aufschrift oben: F(riedrich) E(u)gen) H(ertzog) Z(u) W(irtemberg); unten: (J)ohannes Benzing, 17 : Miller : 95. Der hier aus irdenen Tonkacheln zusammengesetzte Aufsatz heißt „Ofe'gupfe“. Links eine Wand mit Tonkacheln; darunter die „Kunst“, sozusagen eine hohe, vom Küchenherd aus heizbare Bank (145 cm lang und 43 cm breit), im

Winter von den Müllersknechten zum Draufliegen sehr begehrt.

Der Vorläufer der gußeisernen Kastenöfen muß dem jetzt abgegangenen, aufgemauerten „Klotzofen“ aus dem Allgäu (Abb. 8) ähnlich gewesen sein. Die rundliche Kuppel (daher die obige Bezeichnung „Helm“) aus Lehm, Kieselbatzen und Gerstengrannen gewölbt (vgl. Zeitschr. „Württemberg“, Juni 1938, S. 253 und 258). Die Umstellung mit Kanapee (fr. mit Gautsche = Guhtsche) und Bank oder Schranne war im Vorarlberg und im Allgäu gleichermaßen üblich.

In *Robrdorf* (beim Schwarzen Grat, Krs. Wangen) stand bis zum Sommer 1929 ein großer Kachelofen (Abb. 6), der selber der Nachfolger eines um 1885 herausgerissenen Klotzofens war. Diese ausladenden Kachelöfen dienten gleichzeitig zum Backen von zehn bis zwölf Brotlaiben.

Im württembergischen Schwarzwald stehen auch noch aus kleineren Tonzellen zusammengesetzte Kachelöfen. Im alten Wälderhaus Lambrecht in *Sulgau* bei Schramberg ein solcher mit „Kunstöfele“, das vom Kunstherd in der Küche aus erwärmt wird und das zum Warmhalten von menschlichen Hinterseiten und auch von zurückgestellten Speisen dient (Abb. 7). Auch der Schwarzwälder Kachelofen hatte seinen Vorläufer und zwar im sogenannten „Duttenofen“. Die rundlichen Kacheln (Dutten) waren mit ihrer Hohlform nach innen eingelassen in der aus Lehm aufgebauten Form des Ofens; ihre geschlossene Wölbung ragte bezeichnenderweise in Abständen nach außen heraus. Einem ähnlichen Ofen hat, wie eingangs erwähnt, P. Rosegger ein artig Lob gesungen: „warum es so frostig wird heutzutage? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können . . . So recht gemütlich ist nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit seinen grünen und braunen Augenreihen . . . und seiner Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter – und die alten Märchen!“ Ja, es war einmal! – Aber frei von falscher Romantik darf man feststellen, daß unsere heutigen Ofenbauer aus der „guten alten Zeit“ etwas gelernt haben, und daß neben technisch ausgeklügelten Musteröfen auch wieder schöne Kachelöfen gebaut werden, die ein beredtes Zeugnis ablegen von werkmeisterlicher, ja sogar künstlerischer Gestaltungskraft.

Literatur bei M. Lohß, *Vom Bauernhaus in Württemberg*, S. 164, weiteres ebenda S. 163–181; ferner S. 106 bis 108. Dazu G. M. Pazaurek, *Das Fürststättlich Ellwangsche Hüttenwerk Wasseralfingen 1670–1801* (Ellwanger Jahrbuch 1926–1928).



Die Barbarossalinde beim Kloster Lorch vernichtet

In den vielen Meldungen über schwere Sturmschäden der Nacht vom 16./17. Januar d. J. hat eine Nachricht erstaunlich wenig Beachtung gefunden. In dieser Nacht ist die uralte Barbarossalinde vor den Toren des Klosters Lorch vom Sturm niedergeworfen und restlos vernichtet worden.

Das Alter dieser Linde wird auf rund 900 Jahre geschätzt. Wohl möglich, daß sie einst nach dem Bau des Klosters hier gepflanzt worden ist. Unter ihren Ästen mag schon Barbarossa geweilt haben. Sie sah den letzten Hohenstaufen, den Knaben Konradin, fortziehen auf einem Weg, der auf dem Blutgerüst in Neapel endete, sah jahrhundertlang die Benediktinermönche hier vorüberziehen, sah das ehrwürdige Kloster in den Flammen des Bauernkrieges niederbrechen und später wieder auferstehen. In ihrem Schatten spielte und tanzte einst die ritterliche Jugend genau so wie die dörfliche bis herein in unsere Tage. Schon am 1. November 1755 verlor sie einen Hauptast durch einen schweren Sturm in der gleichen Stunde, in der Lissabon durch ein Erdbeben vernichtet wurde. Der niederbrechende Ast erschlug von einem

eben vorüberkommenden Fuhrwerk das Pferd, während der Fuhrmann unverletzt blieb. Rund hundert Jahre später wurden wieder zwei Äste von einem Sturm niedergeworfen. Übrig geblieben sind noch zwei gewaltige weitausgreifende Äste, von denen jeder einzelne einem ganzen Baum entsprach. Riesige Balken trugen als Stützen das Gewicht dieser Äste und schwere eiserne Klammern hielten sie zusammen. Die Ruine des Stammes, im Innern längst ausgemauert, hatte einen Umfang von acht Metern. Noch grünte und blühte unentwegt die große Alte und erfreute mit ihrem Duft die Besucher. Wieviel Wanderer lagerten sich in jedem Frühjahr in ihrem Schatten und lauschten dem Gesumm der Honigsuchenden Bienen! Nun ist auch dieser „letzte lebende Zeuge“ der großen Stauferzeit dahin, im Stürzen noch zwei kräftige Bäume mit in den Tod reißend. Wehmütig zeigen die gestürzten Wipfel der alten Linde in die Richtung auf die längst kahle Kuppe des Hohenstaufen, die über die Höhen des Schurwaldes, gleichsam abschiednehmend, herübergrüßt.

Otto Mayer

Säulendrehen im Altertum und in der Barockzeit

Von Adolf Rieth

Die Kunst des Drechsels hat im 17. und 18. Jahrhundert, mit dem immer mehr erwachenden Interesse an den praktischen Künsten, einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Auch an vielen Fürstenhöfen wurde das Drechseln populär. Geschickte Handwerker konnten es damals bis zum Hof- und Kammerdrechsler bringen. Eine Drehbank war ein fürstenvürdiges Geschenk (Peter der Große schenkte eine an Friedrich Wilhelm I.), und gekrönte Häupter drechselten, „damit sie zuweilen mögen unter ihren schweren Reichsgeschäften das Gemüt ergetzen“, wie der Hofprediger Abraham a Santa Clara sagt. Auf der Drehbank entstanden die skurrilsten Formen, und der Mathematiker De la Condamine schreibt 1733, „daß man allen Fleiß darauf verwende, sich in der gedrehten Arbeit immer mehr von der zirkelförmigen Gestalt zu entfernen, welche bei der ersten Entdeckung (der Drehbank) der Endzweck des Erfinders gewesen war.“ Diese Luxusdrehbänke hatten im allgemeinen „Wippenantrieb“ – der Schnurzug funktionierte mit Hilfe einer federnden Holzstange am einen und eines Tretpedals am anderen Ende, d.h. die Wippe war eine Drehbank, die noch *nicht gleichsinnig* rotierte. Ihr Antrieb entsprach also noch im Prinzip der antiken „Fitzelbank“, die zu Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. im Mittelmeerraum aus dem Fiedelbohrer entwickelt wurde.

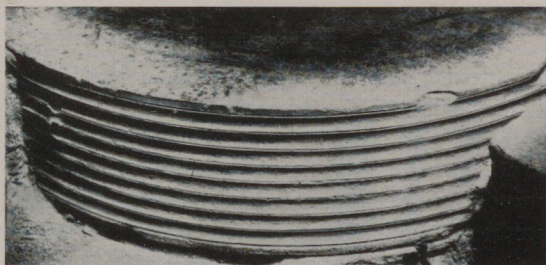
Auf diesen ungleichsinnig rotierenden Drehbänken konnte man nur kleinere Stücke bearbeiten. Schon in der Antike aber versuchte man auch größere Werkstücke, Säulenbasen und Steinsäulen abzdrehen, für die man besondere *gleichsinnig* rotierende Drehvorrichtungen schaffen mußte.

Die Säulen der griechischen Tempel sind zwar im allgemeinen sorgfältige Steinmetzarbeit. Daß man aber gelegentlich davon abging, beweisen die Säulenbasen des Heratempels von Samos aus dem 6. Jahrhundert v. Chr., die bei einem Durchmesser von 150 cm und einer Höhe von 27 cm feinste stark unterschrittene Profilierung zeigen, die so regelmäßig ist, daß sie nur maschinell hergestellt sein kann (Abb. 1). Das Material ist ein dichter, sehr weicher Kalkstein, der sich zum Abdrehen vorzüglich eignete.

Wie mag nun diese Drehvorrichtung ausgesehen haben? War es eine große rotierende Scheibe, die nach der Art einer Töpferscheibe konstruiert und gelagert

war, also eine Art einfacher Karusselldrehbank darstellte, oder war es eine gleichsinnig rotierende Flachdrehbank mit Kurbelantrieb? – Die Beschreibung, die Plinius von dieser Drehvorrichtung gibt, ist leider unklar. Er sagt nämlich, „daß die Trommeln derart in Waage hingen, daß ein Knabe sie in die für das Drechseln nötige Drehung versetzen konnte.“

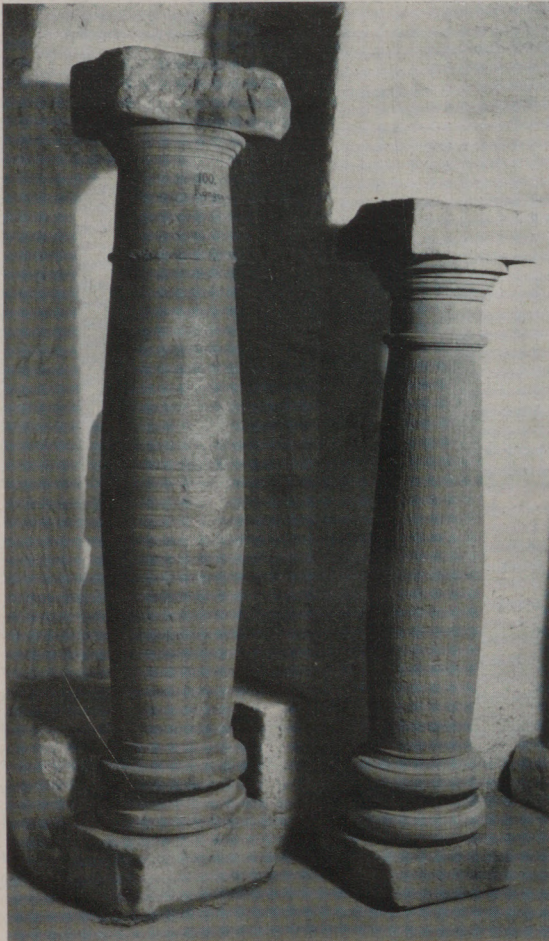
Wir kennen diese griechische Sonderkonstruktion ebensowenig wie die Drehbänke, auf denen man in römischer Zeit bei uns im Lande die Steinsäulen für die Loggien römischer Villen abgedreht hat. O. Paret hat zuerst darauf hingewiesen, daß manche dieser Steinsäulen, die bis zu 1,7 m lang werden können, auf der Drehbank zu Ende geformt wurden. Von einer Säule des Gutshofes bei Rutesheim Kr. Leonberg sagt er, „daß das Kapitell wie der Säulenschaft mit dem Drehstahl hergestellt sei“, nachdem das Stück zuvor im groben mit dem Meißel zugerichtet war. Das gilt auch für die Säule von Königs (Abb. 2, links). An anderen Stücken wieder ist nur das Kapitell gedreht (Abb. 2, rechts), während der Schaft mit dem Meißel leidlich geglättet ist. Außer derartigen Säulen wurden auch die runden Platten und Füße römischer Steintische, die in den Kellergeschossen mancher Gutshöfe angetroffen wurden, drehend gerundet und geglättet, wie z. B. bei dem Tisch von Malsheim. Die hier abgebildete Tischplatte (Abb. 3) zeigt in der Mitte ein viereckiges Loch, das wie an den Basis- und Kapitellflächen mancher Säulen von der Achse der Drehbank herrührt. Alle diese Werkstücke können nur auf einer *gleichsinnig* rotierenden Drehbank geformt sein, die mit einer Art Kurbel in Drehung versetzt wurde. Obwohl man nur Stücke aus weichem Keupersandstein abdrehete, müssen wir für die verwendeten Drehmeißel eine entsprechende Härtung



1. Gedrehte Säulenbase vom Heratempel auf Samos

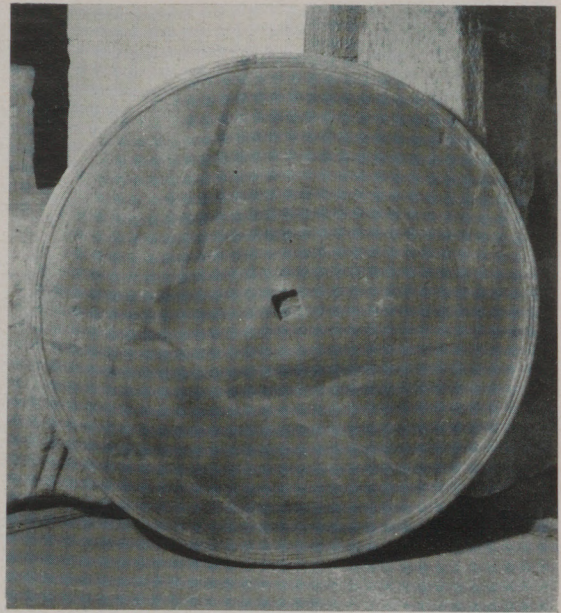
voraussetzen. Wahrscheinlich wurden sie von Hand in Verbindung mit einer Auflage geführt. Härteres Steinmaterial wurde auf der Drehbank nicht verarbeitet. So sind die Loggia-Säulen aus Stubensandstein stets eine reine Meißelarbeit.

Von allen diesen antiken Drehvorrichtungen hat sich nichts erhalten. Auch Abbildungen davon fehlen vollständig. Eine annähernde Vorstellung von einer solchen antiken Säulendrehbank gibt uns aber eine



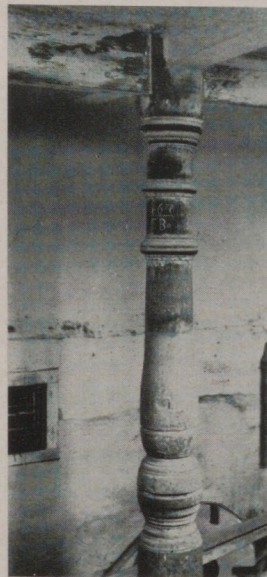
2. Gedrehte römische Steinsäulen

Konstruktion, die auf einem barocken Kupferstich aus dem Jahre 1736 wiedergegeben ist (Abb. 6). Da sehen wir vier Handwerker, offenbar Zimmerleute, um ein aus schweren Balken konstruiertes Gerüst versammelt, dessen rechter Abschluß (dem Reitstock entsprechend) je nach Länge des Werkstücks verschiebbar ist. Zu beiden Seiten sind kräftige Eisenkurbeln angebracht, deren Spitzen in die abzdrehende Säule

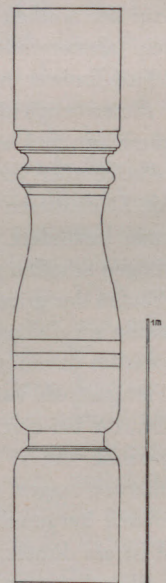


3. Gedrehte römische Tischplatte

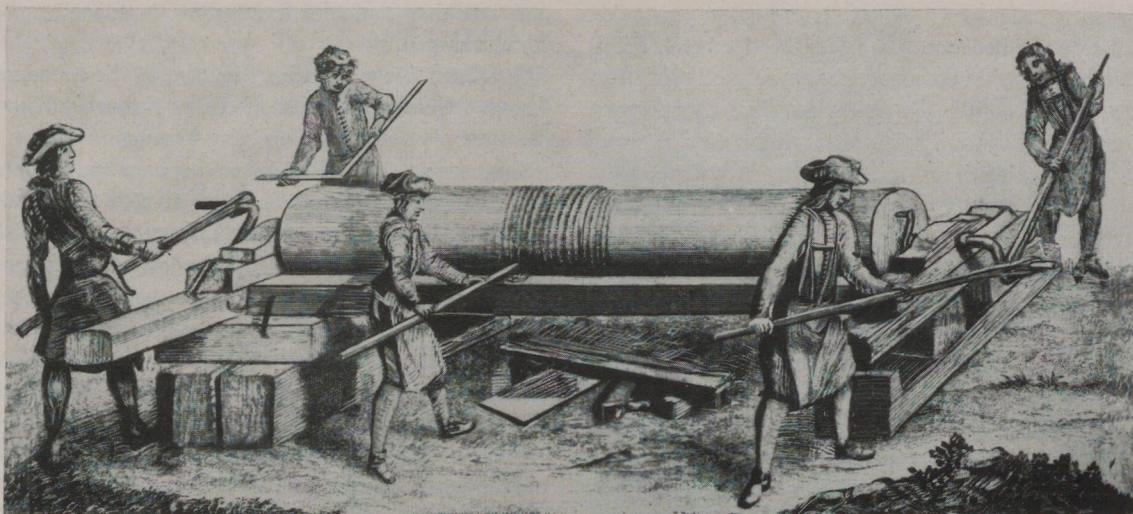
greifen. Merkwürdigerweise werden die Kurbeln nicht direkt, sondern mittels Stoßstangen in Umlauf gebracht, was stabile, gut geschmierte Lager voraussetzt. Wenn das Werkstück einmal in Rotation war, so lief es wohl infolge seines Trägheitsmoments verhältnismäßig leicht. Während ein Mann auf dem



4. Gedrehte Holzsäule aus der Mühle von Heiligkreuztal



5. Gedrehte Holzsäule aus der Mühle von Reinstetten



6. Säulendrehbank der Barockzeit. Kupferstich von 1736

Stich mit Messen beschäftigt ist, führt der andere mit beiden Händen den großen Drehstahl, was sicher nicht so einfach und müheles war wie es auf dem Kupferstich aussieht.

Das war also die Vorrichtung, auf der die vielen besonders in ländlichen Barockkirchen auftretenden Emporensäulen geformt wurden. Verarbeitet wurde dafür in erster Linie Eichenholz. Diese Säulen, die eine Länge bis zu 4 m und eine Stärke von 30–50 cm erreichen, wurden, ganz ähnlich wie die römischen Steinsäulen, zuvor im groben aus dem Stück herausgehauen. Ihre eigentliche Gliederung in Rippen und Wülste erhielten sie erst auf der Drehbank. Während an den stark mit weißer Farbe behandelten Stücken in den Kirchen die Drehrillen manchmal nicht mehr so stark hervortreten, sind diese technischen Merk-

male an der großen Säule in der Mühle von Heiligenkreuztal deutlich sichtbar (Abb. 4; das Stück trägt die Jahreszahl 1667). Auch im ältesten Teil der Mühle von Reinstetten (Baujahr 1701) wurden solche gedrehten Eichensäulen verwendet (Abb. 5). Die Tourenzahl dieser durch Menschenkraft angetriebenen Säulendrehbank war natürlich außerordentlich gering, aber sie genügte vollauf zur Herstellung dieser Holzsäulen. – Für die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in England aufkommende Eisendrehbank aber war selbst der Wasserradantrieb zu schwach. Diese Eisendrehbänke liefen nur mit Hilfe der neu konstruierten Dampfmaschine.

* Die Entwicklung der Drehbank wird in Bd. 1 der Reihe „Ursprünge der Technik“, herausgegeben von A. Rieth im Kohlhammer-Verlag, eingehend behandelt.

Das Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen

Von Franz Wachek

„Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung“ lesen wir auf einer kleinen Tafel, die neben der Haustür eines stattlichen Gebäudes am westlichen Ortsende von Langenargen am Bodensee befestigt ist. Manch einer mag diese Worte gelesen haben; den meisten aber wird verborgen und unerklärlich geblieben sein,

was wohl der Zweck des Instituts ist und welche Arbeiten dort bereits geleistet wurden. Seenforschung kann man vielleicht an der Nordsee oder Ostsee betreiben, nicht aber an dem im Verhältnis dazu doch kleinen Schwäbischen Meer. Der Eingeweihte und Fachmann aber sagt: „Weit gefehlt.“ Nicht von un-

gefähr wurde vor 35 Jahren dieses Institut gegründet, als man die Bedeutung der Seen für Fischerei, Fremdenverkehr, Trinkwasserversorgung und als Ausgleichsbecken für die mit den Flußregulierungen immer stärker werdenden Hochwässer erkannte, und auf die Gefahren, die den Seen durch Zuleitung der an Menge ständig zunehmenden Abwässer drohen, aufmerksam wurde. Damals stand die Fischerei im Brennpunkt des Interesses, heute hat mit zunehmendem Wasserverbrauch, Grundwasserabsenkung und so weiter die Abteilung für Gewässerreinigung im Einzugsgebiet des Bodensees sehr viel an Bedeutung gewonnen.

Was wurde in biologischer, chemischer und bakteriologischer Hinsicht bereits geleistet und vor welchen Problemen stehen wir heute?

Als das Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung gegründet wurde, war noch wenig über unsere Seen bekannt. Die Seenkunde war eine junge Wissenschaft mit sehr wenig entwickelter Methodik, und so enthielt das Programm als wesentliche Aufgabe die Durchführung einer großen Bestandsaufnahme, um damit eine Arbeitsgrundlage zu schaffen.

Dieses damals gesetzte Ziel ist heute in vielen Punkten erreicht, und wir kennen den Bodensee in allen seinen Teilen heute ziemlich genau. Es ist bekannt, was der Rhein bringt, wie er den See durchfließt und welchen Einfluß er und die anderen Zuflüsse auf das chemische und biologische Geschehen im Bodensee ausüben. Wir kennen heute die Strömungssysteme, die Wirbel und Walzen in den verschiedenen Seebereichen und ihre vielen möglichen Ausdehnungen in Formen und Heftigkeiten. Wir wissen aber auch, wie die Winde das Oberflächenwasser beeinflussen und haben Schichten gefunden, in denen die Auswirkungen von Stürmen noch lange Zeit in stehenden Wellen nachklingen und in denen sich der Strom der absinkenden, unbeweglichen Algen anstaut.

Viele Besonderheiten des Bodensees wurden untersucht, und an vielen Untersuchungsstellen wurden die Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten des Geschehens beobachtet, um die gewässerkundlichen Verhältnisse zu ermitteln und genaue Vorstellungen über die Vorgänge in diesem großen Becken entwickeln zu können.

Auch über die wesentlichen physikalischen und chemischen Verhältnisse im Bodensee und in den Seen der Umgebung, sowie über deren Veränderungen im Laufe eines Jahres, sind wir gut orientiert. Alle diese Seen wurden nicht nur grob typenmäßig eingeordnet, sondern die erworbenen Kenntnisse erlauben uns auch Zustände und Schichtungen in Form, Ausmaß

und zeitlicher Aufeinanderfolge bis in Einzelheiten vorauszusagen.

Wir wissen heute, welche Mengen an bestimmten lebensnotwendigen Nährstoffen den Schwebepflänzchen der Freiwasserregion zur Verfügung stehen, wissen wieviel jedes Pflänzchen benötigt um seinen Zell-Leib aufzubauen und was es an sich reißt und speichert von manchen seltenen Substanzen.

In vielen Proben wurden die wichtigen Formen chemisch analysiert und in tausenden von Zählungen festgestellt, welche Arten zu einer bestimmten Zeit im See leben, in welchen Dichten sie ihn besiedeln, wie sie einander im See ablösen und wie für jede Art die Zahl anwächst und wieder abfällt während der großen Entfaltungsperioden. So wissen wir auch, welche Arten im See gedeihen, wann es ihnen am besten geht und sie daher in Massen auftreten.

Es wurden Maße gewonnen, um die Fruchtbarkeit unserer Seen zu beurteilen und Mittel um die Menge organischer Substanz, die sie hervorbringen, zu bestimmen. Vergleiche mit den Erträgen der Landwirtschaft wurden angestellt und rechnerisch ermittelt, daß der See an Fruchtbarkeit dem umgebenden Land nicht nachsteht.

Bei den im freien Wasser schwimmenden Algen können heute nicht nur gefundene Zustände gedeutet und verständlich gemacht werden, sondern viele Untersuchungen und Experimente haben soweit Einblick verschafft, daß auch hier Veränderungen und zukünftige Entwicklungen vorausgesagt werden können.

So wurde in systematischer Arbeit der jahreszeitliche Wandel einflußreicher Umweltbedingungen untersucht, der Nährstoffvorrat kontrolliert und sein Umsatz in die erste Stufe des Lebens, die Pflanze, verfolgt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Bodenseeuntersuchungen erklären aber nicht nur auf bestimmte Seen beschränkte Fragen, sondern viele von allgemeiner Bedeutung die mehr oder weniger weitgehend gelöst wurden.

Über die Tiere, mit Ausnahme der Fische, wissen wir leider noch weniger; doch seit einiger Zeit sind auch in dieser Richtung umfangreiche Untersuchungen im Gange. Es fehlt uns heute noch die zusammenfassende Darstellung des Zusammenspiels und der Verkettung von Pflanze und Fisch im See.

Um die Fische des Bodensees haben sich von Anfang an viele Mitarbeiter bemüht, und der Lebensgang der Fische, angefangen von den Bedingungen, die das Laichen auslösen, wie und wo es vor sich geht, wie schnell die Eier zu Boden sinken, wie sie sich weiterentwickeln und andere Fragen, sind recht gut bekannt. Es ist aber auch kein Geheimnis mehr, daß ein Großteil des ab-

gelegten Laiches und der Jungfische vernichtet wird oder zugrunde geht; aber wir sind über die Ursachen immer noch stark auf Vermutungen angewiesen. Man rechnet heute mit Zahlen von Drei- bis Viertausend zu eins als Verhältnis von abgelegten Eiern zu fangreifen Fischen.

Über das Leben der Felchen, den Edelfischen des Bodensees, wie und was sie fressen, die Geschwindigkeit, mit der sie heranwachsen, wann sie geschlechtsreif werden, wann und wie sie am besten gefangen werden, ist viel bekannt; noch viele damit zusammenhängenden Fragen sind aufgegriffen und in mühevoller Kleinarbeit gelöst worden. Durch die eingehende Beschäftigung mit allen Lebensstufen in unseren Seen haben sich zwangsläufige Änderungen der früher angewandten Methoden ergeben. Ganz andere Vorstellungen über Bewirtschaftungsmöglichkeiten und -eingriffe mußten entwickelt werden; das Ziel aber, angefangen vom Sammeln des Laiches über die Erprobung neuer Erbrütungsanlagen, die Anzucht und das Auffüttern der jungen Fische zu bestimmten Größen in Becken und neu entwickelten Anlagen, wurde immer im Auge behalten.

Einen wesentlichen Teil seines Aufgabenbereiches aber sieht das Institut heute in der Tätigkeit als Untersuchungs- und Beratungsstelle für alle einschlägigen, das Abwasser betreffenden Fragen. Nachdem die laufenden Untersuchungen gezeigt haben, daß in den letzten Jahrzehnten Änderungen im See vor sich gegangen sind, die den Schluß zulassen, daß bei weiterem Andauern dieser Zustände der einst vollkommen reine Voralpensee in absehbarer Zeit in ein verschmutztes Gewässer übergehen wird, wurde das Gewicht mehr und mehr auf abwasserbiologische, -chemische und -bakteriologische Fragen gelegt. Dabei galt es zunächst festzustellen, wie der Zustand der Flüsse im Einzugsgebiet des Sees ist und wie sie sich auf den See, insbesondere auf das Ufergebiet, aber auch auf das freie Wasser auswirken. In jahrelangen Untersuchungen wurden verschiedene, stark mit Abwasser belastete Flüsse eingehenden, zu allen Jahreszeiten und bei allen möglichen Wasserständen wiederholten Untersuchungen unterzogen und an Hand der gewonnenen Ergebnisse Gütebilder in biologisch-chemischer Hinsicht aufgestellt.

Der nächste Schritt war die Untersuchung des unter dem Einfluß stark verschmutzter Zuflüsse und direkter Abwassereinleitungen der Städte und Gemeinden des Ufergebietes liegenden unmittelbaren Uferstreifens. Als Beispiel wurde hier die Strecke Nonnenhorn-Fischbach gewählt und mit Hilfe von Schöpfflasche, Schlammstecher und Schlammgreifer Proben aus allen



Schäumendes Abwasser in einem Bodenseezufluß

Wassertiefen und vom Seeboden selbst entnommen und einer eingehenden biologisch-chemischen und bakteriologischen Untersuchung unterzogen.

Wie zu vermuten, konnte eine breite Uferzone als stark verschmutzt festgestellt werden, und bald drängte sich die Frage nach dem Gesamtzustand des freien Wassers und des Seebodens auf. Hängt es doch weitgehend von der Güte des freien Wassers ab, ob die 23 zur Zeit bestehenden und das große im Bau befindliche Seewasserpumpwerk bei Sipplingen, welches weite Teile Baden-Württembergs wird mit köstlichem Naß versorgen müssen, überhaupt den Wert behalten werden, den sie heute schon besitzen und der mit weiterer Verschärfung der Wasserknappheit, der Grundwasserabsenkung und dem ständig zunehmenden Wasserverbrauch durch Mensch und Industrie noch ansteigen wird.

Unterstützt durch Staat und Industrie und den großen Kreis derer, die durch Werbearbeit auf die Notwendigkeit der Untersuchungen aufmerksam wurden und den Plänen mit der nötigen Weitsicht entgegengetreten sind, konnte der Mitarbeiterstab vergrößert und die Untersuchungen von Jahr zu Jahr weiter intensiviert werden. Heute liegen bereits Ergebnisse vor, die es gestatten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Stellen herauszufinden, die geeignet sind für eine Trinkwasserentnahme, für die Einleitung von heute meist dürrig geklärtem Abwasser, für ein Schwimmbad und sonstige Anlagen. Hängt doch, um nur ein Beispiel zu nennen, sehr viel davon ab, in welcher Tiefe Wasser entnommen wird, in welcher

Entfernung davon die nächste Abwassereinleitung mündet, wie die Strömungen an den betreffenden Stellen sind und vieles andere mehr. Wenn bisher vor allem vom freien Wasser die Rede war, so soll damit nicht gesagt sein, daß der Seeboden nur vom Standpunkt des Wissenschaftlers aus interessant ist. Gewiß, er ist nicht unmittelbar maßgebend beim Bau von Werken verschiedener Art, aber er schreibt die Geschichte des Sees, und je nach den Ablagerungen und dem Wechsel von reinem Gletschermaterial oder anderem mineralischem Geschiebe und fäulnisfähiger organischer Substanz kann man auf den zeitlich wechselnden Zustand des darüberstehenden Wassers schließen. Und das oft mit größerer Sicherheit als in unzähligen Proben festgestellt werden könnte, die ja immer wieder das momentane Bild zeigen. Ganz vom Augenblick abhängig sind auch die bakteriologischen Untersuchungen, aber mit großer Wahrscheinlichkeit können an Hand der Befunde Aussagen über den Wert von Bauwerken an bestimmten Stellen gemacht werden.

Heute liegen nun im Entwurf Karten des freien Was-

sers und des Seebodens in biologisch-chemischer und in bakteriologischer Hinsicht vor. Allenthalben im Einzugsgebiet aber regt es sich in bezug auf Planung und Bau von Kanalisations- und Kläranlagen. Mancherorts stehen bereits mechanische Abwasserreinigungsanlagen, und vereinzelt ist auch die biologische Reinigung hinzugetreten. Wir erwarten nicht, daß in fünf oder zehn Jahren unsere Karten, die alljährlich erweitert werden müssen, ein völlig anderes, besseres Bild zeigen werden; aber wir sind der festen Überzeugung, daß nach Erstellung mechanisch-biologischer Kläranlagen in allen Uferstaaten der Zustand des Sees sich nicht weiter verschlechtern wird. Wir sind sogar optimistisch genug, um an eine baldige, wenn auch langsam vor sich gehende Besserung zu glauben. Die Aufdeckung der Mißstände aber ist nicht unsere wichtigste Aufgabe; denn mit Kritik allein ist es nicht getan. Wir sind jederzeit bestrebt, Erfahrungen aus Literatur und Praxis zusammenzutragen, experimentell zu erweitern und denen, die sich an uns wenden, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen zur Erhaltung unseres schönen Bodensees.



Ölberg-Gruppe des ehemaligen Klosters Adelberg, die restauriert und neu aufgestellt wurde.
Der Schwäb. Heimatbund hat dazu einen Beitrag gegeben

Wieland in Biberach

Von Fritz Martini

Seit dem 16. Jahrhundert war es in den deutschen Ländern, die später im Staate Württemberg vereinigt wurden, im Bereich der Kunst der Sprache auffällig still geworden. Dort, wo die ritterliche Dichtung als Epos und Lied im Hochmittelalter einen schöpferischen Reichtum entfaltet hatte, wo vor und um 1500 im deutschen Frühhumanismus in Rottenburg, Eßlingen, Ulm, Tübingen geistig lebendige Bürger übersetzend am Muster der antik-romanischen Weltliteratur die deutsche Sprache in eine neue künstlerische Übung genommen hatten, um sie zu dem heranzubilden, was damals in Europa von der Sprache her möglich war, schien die Kraft zur Dichtung erloschen. Nur zwei Namen von Rang und Klang lassen sich im 17. Jahrhundert im nördlichen Württemberg auffinden; beide gewannen wiederum ihr Werk aus der engen Kommunikation mit der gesamteuropäischen Bildung. Georg Rudolf Weckherlin, der Schöpfer der deutschen barocken Kunstlyrik höfischen und antikisierenden Gepräges, war seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges als Diplomat in England hoch beamtet und wohlbegütet; Johann Valentin Andreaä, der Humanist, Theologe, Pädagoge, Mystiker und Kulturpolitiker, wenn dieser moderne Begriff für seine weitgreifenden Reformideen erlaubt ist, reichte in seinen geistigen Wurzeln wie in seiner Ausstrahlung trotz der Bindung an die Heimat weit über das Land hinaus. Eine große Welt-offenheit erscheint als das Kennzeichen der schöpferischen Männer dieses Landes; aus der Enge greifen sie in das Weite. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts setzt jedoch die Dichtung voll ein – in jenem reichen landschaftlichen Randgebiet Oberschwaben, das sich in der Stille zu einer Landschaft der kultiviertesten spätbarocken Baukunst in Kirchen und Klöstern entwickelt hatte. Dort gab es mitten im Jahrhundert der aufgeklärten Säkularisierungen, der bürgerlichen Emanzipation, der ausgleichenden Kultur der Innerlichkeit noch ein offenbar unverstörtes, geradezu üppiges feudal-klerikales Leben in heiterer und aristokratischer Repräsentation, im barocken Bündnis mit dem Glanz und der Schönheit der Kunst, die sich im Bau, in der Farbe und bewegten Linie auslebte und viel Weltliches in das Geistliche ohne Anstoß hineinfügte. Hier schien sich das alte katholisch-barocke Europa noch reich und sorglos seiner selbst zu freuen – bis dicht zum Ausbruch der Französischen Revolution von den Zeitwandlungen unberührt. Aber Oberschwaben lag nicht nur am Rande, der immer die Traditionen am längsten bewahrt; es lag auch in einer Mitte. Der Weg von der Metropole, in der sich die abendländische, deutsch-romanische katholische Tradition voll gesammelt und erhalten hatte, zu der Metropole, in der sich das geistige Antlitz des modernen, wissenschaftlich-philosophisch aufgeklärten Europa entwickelte und aus-

prägte, also der Weg, der Wien und Paris verband, führte durch Oberschwaben und verband es mit der großen Welt. In Frankreich und durch Frankreich fand Christoph Martin Wieland, mit dem sich jetzt ein neuer literarischer Ruhm dieser Landschaft einleitet, wesentliche Quellen und Impulse seiner Bildung und seines Werkes; in Wien fand er eine breite verständnisvolle Aufnahme und besaß er eine lange und intensive Nachwirkung – Mozarts Opern sind ihm in Stoff und Geist nahe verwandt, und noch Grillparzers „Sappho“ deutet auf seine Spuren. Der romanische Westen, der Süden der Antike und der Renaissance, auch das durch die Schweiz vermittelte England und der Osten der arabischen Märchen sind Wielands geistige Welt – gar nicht dagegen der Norden, aus dem Klopstock wesentliche Kräfte und Anregungen empfangen hat. Es ist unzweifelhaft: das Werk Wielands gehört mit der geistigen Landschaft Oberschwaben zusammen, so weit es auch über sie hinausgegriffen hat und so wenig er selbst sich als ein Werdender, in den suchenden und tastenden Lernjahren des Jünglings, wie als ein Gereifter, in den voll bewußten Tatjahren der Meisterschaft, in seiner Enge begnügen konnte.

Zu diesem Geist der Landschaft hat wenigstens damals, für eine kurze Zeit, wie es scheint, die Bestimmung zum Durchgang, die Mission einer übernationalen Mittlerschaft gehört. Wir wissen im Grunde noch herzlich wenig von der inneren Geistesgeschichte dieses Oberschwaben; die Gestalt Chr. M. Wielands aus Biberach, wo seine Vorfahren dem Patriziat angehörten, alteingesessene Bürger waren, erscheint, von der geistigen Landschaft her gesehen, noch immer in einem merkwürdig leeren Raum. Zwar hat die alte Reichsstadt ihm die feste Bürgerlichkeit, auch das Selbstbewußtsein des Bürgers mitgegeben; aber dieses Bürgertum konnte auch ein erstickendes Kleinbürgertum, eine allzu dumpfe, erstarrte Enge, ein selbstzufriedenes Philistertum bedeuten. Bürgertum als sicherer, nahrhafter, kraftvoller Lebensboden, der Fundament und Ordnung gibt – und Bürgertum als träge, engstirnige, wohl auch kleingeistige und selbst gehässige Enge, als Erstickung des freien geistigen Fluges – diese typische deutsche Konstellation im 18. und 19. Jahrhundert gehört auch zu Leben und Werk Wielands. Er hat seine Bürgerlichkeit bewahrt und er hat sich zugleich mit der Distanz des ironisch-skeptischen Weltmannes an ihr gerächt: Die „Geschichte der Abderiten“ (1781), reich an persönlichen Erfahrungen, ist der Beginn einer Reihe von bürgerlich-antibürgerlichen Dichtwerken, die über Jean Paul und Gottfried Keller bis zu Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch, Friedrich Huch und Kurt Kluge reichen. Dieses Bürgertum züchtete den kauzig-verinnerlichten, in sich vergnügten Sonderling, aber es gab auch

dem freien Ausgriff des Geistes und der Phantasie, dem Kosmopoliten und Weltmann einen zuverlässigen, an Maß und Ordnung zurückverpflichtenden Boden. Denn dies erscheint uns für das Verständnis der Gestalt Christoph Martin Wielands, die seit dem beginnenden 19. Jahrhundert aus dem lebendigen deutschen Bildungsbewußtsein seltsam herausgerückt worden ist, entscheidend: über das sehr Individuelle seiner keineswegs leicht durchschaubaren geistigen Physiognomie hinaus ist sein Leben und Schaffen von repräsentativer Geltung für die Geschichte der deutschen Bildung, für das Geflecht der geistigen Wurzeln und Strömungen, der Querverbindungen mannigfaltiger Art, aus denen sich im 18. Jahrhundert eine neue und große deutsche Literatur von europäischer Tragkraft gebildet hat. Es ist repräsentativ, wie Wieland und Biberach zusammengehören; trotz der Seufzer, die ihm diese Stadt im Amt, in der geistigen und in der privaten Existenz ausgepreßt hat und trotz seiner Flucht aus ihr in den Studienjahren und dann wieder in den Jahren der endlich errungenen literarischen Meisterschaft und Wirkung. Aus der Gemeinsamkeit mit Biberach und aus der Spannung gegen Biberach ist sein Werk auch erwachsen. Und schließlich wurde Biberach ihm geradezu ein Symbol: für Zürich, für Erfurt, für Weimar – für das ganze deutsche Leben. Denn überall war der geistige Deutsche damals und bis tief in das 19. Jahrhundert hinein in der Kleinstadt gefangen und zugleich geborgen.

Klopstock, Winkelmann, Lessing, Wieland, die vier großen Männer, die die Klassik und auch die Romantik, also die erste europäische Epoche der deutschen Literatur eingeleitet haben, stellen, jeder in sich, vier Spielarten des deutschen Geistes dar; Wieland vertritt das spezifisch süddeutsche Element. Er verfügte über die größte künstlerische Sinnlichkeit, über die freieste Spielkraft der Phantasie, über einen behaglichen, scherzenden und gemüthhaften Humor, über Lebenswärme bei aller Skepsis und Ironie des wachen Geistes, über viel Gemüt und Weichheit bei überaus regsamer und zäher Intellektualität, über einen ausgeprägten Sinn für Maß, Form und Grenze, für das Schöne als Wesen der Kunst; er lebte in starken Gegensätzen zwischen Enge und Weite, Bürgerlichkeit und Kosmopolitismus, Innerlichkeit und Verstandeskultur, Philistertum und Gesellschaft. Er hatte nicht die heldischen Züge, die Winkelmanns ästhetischen und sinnlichen Enthusiasmus für die Schönheit in der Antike, Klopstocks Wucht und Pathos, Lessings Kampfgeist und intellektuelle Einsamkeit durchdringen. Er war mehr ein Diplomat als diese Genies der schöpferischen Freiheit, weicher, oft sehr nachgiebig, tolerant oft mehr aus Taktik und Welterfahrenheit, streitbar nur mit vielen Sicherungen – aber beständig im Durchhalten seiner Eigenart, oft auch erstaunlich kühn und frei, leicht erregt und leicht beschwichtigt, und er besaß eine innere Freiheit und Empfänglichkeit, eine Kraft des Verstehens gegenüber dem Andersartigen und Gegensätzlichen, die, bewiesen an dem jungen Goethe und Schiller, noch an

dem jungen Kleist und dem jungen Schopenhauer, von einer wahrhaften Souveränität des Geistes und des Herzens zeugt. Vielleicht hat das konfessionell zweigeteilte Biberach ihm diese Fähigkeit zur Toleranz, zur inneren ausgleichenden Verständniskraft anerzogen: nicht nur durch das geschichtliche Beispiel, sondern auch im Widerspruch gegen den dort herrschenden eifersüchtigen Konfessionalismus. Das protestantische Elternhaus war der fruchtbare Lebensboden des deutschen Geistes im 18. und auch 19. Jahrhundert; es gab eine nachhaltige Pflege der Innerlichkeit, die Atmosphäre der seelischen Kultur mit und trieb zugleich zu Reibungen, Emanzipationen, in denen die eigenen Kräfte ihrer bewußt wurden. Dieses Elternhaus bewahrte in Wielands aufgeklärtem moralischen Humanismus den religiösen Grundzug; die ethische Gestimmtheit und seine oft heftige, oft bissig satirische Negation der Kirche war vielleicht auch eine Folge der Enttäuschung dieser sittlich-religiösen Grundstimmung, die rein aus der Innerlichkeit des Herzens aufwuchs. Nicht umsonst haben sich seine späteren Romane so oft um das Thema einer reinen, unverstörten Gläubigkeit des Herzens jenseits der stabilisierten historischen Kirche bemüht, um die Frühgeschichte des Glaubens im Ursprungszustande des empfindsamen, religiösen Menschen.

Biberach bedeutete für ihn aber auch, als ihn die Vaterstadt nach seinen Wanderjahren in der Schweiz, nach der Enttäuschung des Versuches, als freier Schriftsteller eine unabhängige Existenz zu finden, zum Kanzleiverwalter ernannte, was erst nach langen Prozessen richtig geordnet wurde, und so in die heimatliche Enge zurückzog, die Erziehung zum diplomatischen Weltmann, der zwischen den Parteien umsichtig vermittelte, die Taktik des wendigen Verhaltens lernte. An den Formen der kleinen Politik lernte Wieland zu begreifen, welche Gesetze die große Politik beherrschen. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß in Biberach sich jener ausgeprägte politische Sinn, jener illusionslose Blick für die staatlichen Verhältnisse, für das Spiel der gesellschaftlichen und psychologischen Machtkonstellationen in Wieland entwickelt hat, der ihn im Zeitalter der Klassik zu einem deutschen politischen Schriftsteller von universalem europäischen Überblick und klarer Realistik gemacht hat, der noch immer viel zu wenig ernst genommen wird. Man pflegt nicht nur die Vernunft der politischen Erkenntnisse zu unterschätzen, die er, natürlich in genauer Kenntnis der herrschenden politischen Theorien der Zeit, in dem Roman „Der goldene Spiegel“ 1772 in Erfurt ausgebreitet hat und aus denen er wiederum repräsentativ eine spezifisch bürgerlich geartete, somit soziologisch ungemein aufschlußreiche Anschauung des politisch-gesellschaftlichen Daseins entwickelt. Man hat auch zu wenig von dem politischen Publizisten Wieland während der Französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons Kenntnis genommen. Auch diese politische Publizistik tritt in einen großen schwäbischen Zusammenhang, der von den Moser, Schubarth, Schiller

bis zu Th. Heuß reicht und eine Konsistenz der Grundüberzeugungen erweist, die zu analysieren sich lohnt. Biberach öffnete ihm offenbar auch das Verständnis für die griechischen Stadtstaaten, für die politische Verfassung und den geistigen Sinn der antiken Polis, der schon den „Agathon“, Wielands großen Gesellschafts- und Bildungsroman, auf weiten Strecken zu einem politischen Roman macht. Daß eine Geschichte des inneren Menschen, seiner Erziehung zur in sich ausgeglichenen, zwischen starken Extremen und Spannungen versöhnten Humanität so stark zu den öffentlichen politischen Mächten in Bezug gebracht wurde, war gänzlich neu im deutschen Roman und hat auffällig wenig Nachfolge gefunden. Noch fehlt trotz mancher Einzelstudien die Darstellung, was der Roman Wielands im gesamten Umfang für die Geschichte des deutschen Romans überhaupt erschlossen hat. Wieland hat das deutsche Humanitätsideal, dieses Ideal der ästhetisch-sittlichen Erziehung und universalen Bildung des Menschen zur Totalität seiner inneren Existenz zum politischen Raum hin geöffnet – nicht mit der Souveränität von Schillers Kombination des Politischen und Ästhetischen, aber mit genauerer, sehr realistischer Psychologie des politischen Menschen und der politischen Masse. Seine „Abderiten“ zählen zu den sehr wenigen großen politischen Satiren, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat.

Trotz der Hagedörn, Uz, Gleim, Geßner, die im kleineren Format die neuen Formen lockerten und geschmeidig machten, war es schließlich Wieland, der den repräsentativen Stil des deutschen Rokoko, einen Stil heiterer, scherzender, spielender Weltlichkeit, einen Stil der schwebenden, alles Materielle durchbrechenden Phantasie, einer beweglichen Ironie, einer kokettierenden Erotik, einer durch Maß und Form zur graziösen Schönheit gedämpften Lebensfreude geschaffen hat. Dies geschah in Biberach. Er nahm aus Frankreich, Italien und auch aus England auf, was man bisher in Deutschland nicht gewagt hatte. Er löste die Sprache zu innerer Lockerung und tänzerischer Anmut, gab ihr Musikalität, Farben und elastische, witzig aufblitzende, geschwind aufzuckende Pointen – eine innere Leichtigkeit also, für die ihr bisher die Voraussetzungen gefehlt hatten. Denn die deutsche Sprache war durch die Kanzel, den Hof und die Kanzlei – nicht durch den Salon geprägt worden, in dem man nur französisch sprach. In dem anmutigen und in der Form elegant vollendeten Vers des Klein-epos, im Dialog der Prosa bedeutete Wieland einen wesentlichen Schritt in ein sprachlich unerprobtes Gebiet. War es wirklich nur ein Zufall, daß dieser Dichter des Rokoko, eines reichen, sich in vielen künstlichen kleinen Formen selbst genießenden Spätstils aus dem Oberschwaben der spätbarocken Baukunst gekommen ist, in der das Weltlich-Graziöse mit dem gleichen Spiel der entmaterialisierten Formen das Geistliche durchbrach? Wir vermögen diese Frage nicht zu beantworten, denn Wieland selbst hat uns nichts über die Bauten seiner Heimat, über ihre Kirchen und Bibliotheksäle

gesagt. Hat er sie überhaupt gekannt? Das Rokoko war eine Formensprache des europäischen Südens und Westens – dies muß hier genügen; es war auch eine Sprache, die man in Wien kannte und liebte. Und vor allem kennen wir die Schule genau, in der Wieland durch die Vermittlung der französischen Gesellschaftspoetik diese Sprache gelernt hat: den Salon des Grafen Stadion auf Schloß Warthausen bei Biberach. Dieser kleine ober-schwäbische Musenhof des alten welterfahrenen Diplomaten und Aristokraten, der sich hier eine Altersinsel mit hoher weltmännischer, aufgeklärter und lebensfreudiger Kultur geschaffen hatte, eine Provinz, die Paris und London, vor allem aber Voltaire und die moderne französische Dichtung nach Oberschwaben verpflanzte, ist oft genug geschildert worden. Das Schloß Warthausen war die wertvollste Gabe, die Biberach ungefragt und auch wider sein gutes Gewissen dem Dichter Wieland schenken konnte. Er war noch immer auf der Suche nach sich selbst, seinem eigenen Stil, seiner Aufgabe und seinem Ruhm und eben jetzt mehr in der Stimmung der Resignation nach getäuschem Ehrgeiz als in der sicheren Hoffnung. Biberach und Schloß Warthausen, süddeutsche Bürgergesinnung und kosmopolitische Freigeistigkeit – das war genau die Antithese, die in Wieland selbst angelegt war. So konnte beides in ihm Frucht bringen. Denn hier erlernte der Bürger die Atmosphäre, den Stil der großen europäischen Welt, hier wurde er aus seiner geistigen Vereinsamung mitten zwischen den Kleinbürgern erlöst. Mit den „Komischen Erzählungen“, die er für den Kreis um den Grafen Stadion schrieb, beginnt das Opus des reifen Wieland in einer noch experimentierenden, allmählich immer freier und sicherer werdenden Weise; in diesen kleinen Versen kehrt er genau zu dem „Anti-Ovid“ zurück, in dem der Tübinger Student und Literat zuerst die neue französische Dicht-Form zu wagen begonnen hatte.

Ein steiler Aufstieg führt von den „Komischen Erzählungen“ zu der philosophischen Idylle „Musarion“ (1766 beendet), die im Ideal des Maßes die sittliche Ordnung, die Weisheit und Kunst des Lebens, die Harmonie der Schönheit, die Sprache der Kunst findet. Gewiß ist dieser Wille zum Maß der Ausdruck der bürgerlichen Ideologie des mittleren Weges, aber ebenso ist dieses Werk von jener Kultur der Sinne und der Formen, der Ironie und der Eleganz, der Heiterkeit und Weltlichkeit durchpulst, in der für Wieland das griechische Zeitalter mit dem französischen Gesellschaftsrokoko zusammengefloßen war. Wenn die abgekürzte Formel erlaubt ist: in „Musarion“ haben sich Biberach und Warthausen vereinigt. Dieses Werk der glücklichen Mitte, der gestillten Versöhnung zwischen den Extremen hat Wieland viel Ruhm eingebracht und ihm den Weg in breite Publikumskreise geöffnet. Auch der junge Goethe gehört dazu.

Derselbe Wieland aber, der im Rokoko-Stil die Sprache einer zur Endreife sinkenden, sich in Spiel und Ironie schon auflösenden Kultur virtuos zu meistern lernte,

übersetzte zur gleichen Zeit Shakespeare, den Tragiker an der Wende von Mittelalter und Renaissance im nördlichen Europa, dessen elementare Gewalt, zyklische Unerbittlichkeit, dessen Tiefe und dämonischer Reichtum an Visionen und Bildern nun allerdings den ganzen geistigen Raum von Bürgertum, Empfindsamkeit, Aufklärung und Rokoko sprengen mußte und gesprengt hat. Man ermißt heute schwer, welches künstlerische „Abenteuer“ es war, bei geringen Sprachkenntnissen, ohne Vorarbeit und Hilfe dieses den Zeitgenossen barbarisch und maßlos erscheinende Genie in die deutschen Sprachformen umzugießen, was gewiß nicht ohne Dämpfungen und „Verbesserungen“ und mancherlei Mängel und Lücken möglich wurde, aber nun doch den Deutschen eine völlig neue Welt geöffnet hat. Mit Wielands mutiger und mühevoller Übersetzung, deren Sinn und Wert noch Goethe anerkannte, beginnt der Ruhm, die verwandelnde Wirkung Shakespeares in Deutschland, eröffnet sich der dramatische Raum des Irrationalismus. Es erscheint fast grotesk und doch wieder sehr deutsch und bewegend, daß Wieland seine Shakespeare-Übersetzung begann, um für die handwerkliche evangelische Biberacher Komödiantengesellschaft, eine Fortsetzung alter Meistersingertraditionen aus dem Zunftleben heraus, ein künstlerisches Repertoire zu schaffen. Er begann mit dem Shakespeare der großen Phantasie, mit dem „Sturm“. Und Wieland hat dieses Stück nach vielen Proben selbst erfolgreich auf die Biberacher Bühne gebracht, die in diesem Augenblick durch ihn an die Spitze der theatralischen Entwicklung geriet. Denn noch hatte Shakespeare die deutsche Bühne nicht erobert. Wieland übersetzte gewiß unhistorisch, das heißt legitim aus dem Geiste seiner eigenen Zeit; aber er hatte dennoch, Shakespeare erschließend, eine Quelle geöffnet, aus der sich die kommende revolutionäre Jugendbewegung des Sturm und Drang gierig zu Kraft und Selbstbewußtsein trinken sollte. Die „Komischen Erzählungen“ hier – die Shakespeare-Übersetzung (1762/66) dort – die Spannweite ist bereits groß genug. Aber der Stadtschreiber in Biberach eroberte sich noch einen größeren Raum: in die Tiefe der geschichtlichen Vergangenheit hinein und zur Höhe der unabhängigen humanen Persönlichkeitsbildung hinauf. In diesen Jahren entstand als sein wesentlichstes Werk „Die Geschichte Agathons“ in ihrer ersten Fassung, die 1766/67 erschienen ist. Er hatte bereits einen Roman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“ (1764) vorausgeschickt; es war ein Versuch, den Stil des Rokoko auf den Roman zu übertragen, ein Wagnis immerhin, das Wieland nur anonym an die Öffentlichkeit zu bringen mutig war. Eine Liebesgeschichte, die in Biberach viel Staub aufwirbelte und dem Dichter selbst nur ein kurzes Glück und viel Beschwerden einbrachte, war der persönliche Erlebnisausgang; in dem zum Märchen offenen heiteren Fabulierspiel dieses Romans suchte Wieland, erregt und deprimiert, Flucht, Traumglück und Entspannung, und trotz mancherlei Quellen aus literarischen Reminiszenzen fand er zur Freiheit der eigenen Phantasie und

des eigenen Stils. Denn die Einsamkeit des kleinen Städtchens warf ihn auf sich selbst zurück; er mußte von den eigenen Schätzen zehren. Und im Abenteuerlichen und Märchenhaften, im Irrealen dieses fröhlichen Romanspiels schwang er sich in eine poetische Landschaft jenseits der Wirklichkeit hinauf. Man mag streiten, ob dies eine Flucht, ob es nicht auch, positiv gewendet, die Zauberei ist, die dem Dichter jenseits der Wirklichkeit zu steht, dem Souverän in dem Reich der Träume, die seine subjektive Wirklichkeit sind. Man hat mit Recht gesehen, wie sich hier Rokoko und Romantik berühren, die entbundene Lust am Maskenspiel der Verwandlung und zugleich die scherzende Satire, die auch diese Traumwelt ironisch ins Flimmern und Schillern bringt und sich noch ihrer Anmut gegenüber eine Freiheit des reinen Spielens bewahrt. Zwischen Wunderbarem und Natürlichem schwebt das Thema dieses Romans, der auch eine Erziehungsgeschichte ist.

Mit weit größerem Einsatz an geistigem Ernst, an Gedanken und Problemen, an eigenen inneren Erlebnissen folgt ihm die Geschichte des griechischen Jünglings Agathon, der zum Manne reifen soll, ein philosophisch-psychologischer Roman also, mit dem die Geschichte jener deutschen Literatur beginnt, in der um etwas entscheidend Neues gerungen wird: um das Ideal einer Spiritualität und Realität, Innerlichkeit und Wirklichkeit, Empfinden und Tat, Geist und Gefühl vereinigenden Humanität des in sich zur vollen Entfaltung gelangten Menschen, der sein Lebensgesetz aus der Kraft und Freiheit, aus Gefühl und Vernunft seiner individuellen Persönlichkeit erhält. Der „Agathon“ ist eine wesentlich originale, eine auf dem Gebiet des deutschen Romans schöpferische und weithin bestimmende Leistung geworden: als Entwicklungsroman trotz einer noch typologisch gebundenen Psychologie, als realistischer Roman trotz des Wirtschaftens mit alten Motiven des Abenteuer- und Reiseromans, als historischer Roman trotz eines stark modernisierten und aktualisierten Spätgriechentums, das die Färbung des Rokoko annimmt, als ein autobiographischer Bekenntnisroman trotz seiner Maskierungen und Fiktionen. Er gibt die Geschichte eines einzelnen Menschen, aber er fügt sie zugleich in eine umfassende weltanschauliche und politische Auseinandersetzung ein, in ein Weltbild, in dem es um ein Thema geht, das die innere deutsche Auseinandersetzung im 18. Jahrhundert durchzieht: um den Kampf zwischen schwärmerischer, in das Empfindsame säkularisierter Innerlichkeit, die weltlos ist, einerseits, und einer sinnlichen Naturhaftigkeit und einem rationalisierten, materialistischen Egoismus andererseits, der nur noch die Wirklichkeit dieser Welt und ihr Glücksstreben anerkennt. Es ist der Kampf zwischen dem Platonismus und seinem Gegenspiel, der Kampf zwischen zwei Extremen, zwischen denen erst die Humanitätsidee der Klassik im Begriff der „schönen Seele“ die ideale und zugleich reale Mitte finden konnte. Deshalb mußte Wieland den Roman als Fragment in die Öffentlichkeit geben. Ihm fehlten noch die geistes-

geschichtlichen und die persönlich erlebnishaften Voraussetzungen, zu vereinen, was er als Frage und Antinomie aufgerissen hatte. Zwischen Illusion und Desillusion zeichnet sich hier nicht nur sein eigenes Antlitz in diesen Jahren ab, auch das Antlitz des Zeitgeistes, der zwischen Skepsis und Innerlichkeit nur den bürgerlich dämpfenden Ausgleich, nicht die Steigerung zu einem erhöhten Bilde des humanen, ganzen Menschen fand.

Wieland konnte nicht mehr in der spannungslosen Ruhe der bürgerlichen Existenz bleiben; aber er ermangelte auch der geistigen schöpferischen Spannungen und Energien, die schließlich aus vielen Quellen in Weimar zusammenschossen, um dort die deutsche Idee der Humanität mittels der Kunst und der Philosophie machtvoll zu

entfalten. Wieland war in Biberach in dreifachem Sinne auf dem Wege nach Weimar: sein Rokoko dämpfte und klärte sich zur Grazie der geselligen Kultur, die sich dann am Musenhof der Herzogin Anna Amalia entfaltete, seine Shakespeare-Übersetzung führte zum Beginn des großen deutschen Dramas hin, sein „Agathon“ warf die Frage nach der voll entfalteten Totalität des geistig-leiblichen Menschen, nach der humanen Klassizität seiner freien Persönlichkeit auf, die, in der letzten Fassung von 1794, der Wieland, der den Geist von Weimar in sich aufgenommen hatte, endlich zu beantworten fähig geworden ist. Biberach und Weimar – auch dies gehört im Bilde der deutschen Kultur zusammen, deren Weg immer vom Einzelnen zum Ganzen, vom versteckt Besonderen zum verbindlich Allgemeinen geführt hat.

Von der Mundart im südlichen Oberschwaben

Von Hermann Bausinger

Wer aus der Stuttgarter Gegend zum Bodensee reist, der wird zwar an jedem Ort, in dem er Halt macht und mit den Leuten spricht, eine um kleine Nuancen verschiedene Mundart finden; aber erst dicht in der Nähe des Sees wird er die Ohren spitzen müssen, um überhaupt noch folgen zu können, und erst hier wird er feststellen, man spreche da *ganz anders*. Fragt man ihn dann, worin denn das so gänzlich andere bestehe, so wird er nur mühsam die Besonderheit der Seemundart andeuten können: sie sei merkwürdig abgehackt und doch auch wieder sehr flüssig, sei vor allem sehr musikalisch, und sie klinge irgendwie altertümlich.

Leichter ist es, auf Einzelheiten hinzuweisen, die besonders ohrenfällig sind. So fällt es auf, daß man um Tettngang herum vom *hūs* statt vom Haus spricht, vom *bisle* statt vom Häusle. Auch wo man weiter nördlich einen deutlichen ei-Zwielaut spricht, benützt man im Süden einen Engevokal, der im allgemeinen lang ist, so trinkt man *wissə wī* und geht aufs *īs*. In anderen Fällen freilich ist die Aussprache kurz: *zit* für Zeit, *krut* für Kraut, *willr* für Weiler. Beim *wissə wī* fällt es weiter auf, daß beide s-Laute mitunter deutlich ausgesprochen werden, und ähnliches läßt sich bei anderen Wörtern mit Doppelkonsonanten beobachten: *schdekkə*, *fallə*, auch *schummə* (schäumen). Bei diesem Wort ist die Verdoppelung ungewöhnlich, sie hängt damit zusammen, daß in der Seemundart häufig Vokale kurz gesprochen werden, die man weiter nördlich als deutliche Längen spricht. Statt *sāgə* heißt es *sagə*, statt *lēgə* spricht man *legə*, und geben heißt *gebə*; allerdings ist in anderen Wörtern auch hier der Vokal lang: *fāra* (fahren), *wērə* (wehren), *fānə* (Fahne), sogar *schpēre* (Sperre).

Sehr deutlich sind auch Unterschiede in einzelnen Wörtern. Man braucht dabei gar nicht an einige ausgefallene Begriffe zu denken, die noch im Mund alter Leute sind

(*ābə* = abnehmen; *bēərə* = Schubkarren; *ērə* = pflügen), es genügt der Hinweis auf das verneinende *it* für nicht und *niəts* oder gar *nuəts* für nichts. Gelegentlich hört man auch noch, etwas sei *irbr* groß, das heißt sehr groß. In *irbr* haben wir nichts anderes vor uns als das Wort ehrbar, das in dieser Gegend in ganz besonderer Lautform und Bedeutung auftritt. Wenn von *brīadr* und *techtr* die Rede ist, so kann dies auch den einzelnen Bruder, die einzelne Tochter bezeichnen. Spricht man im Norden von *aog* und *aigle* (Auge, Äuglein), sagt man hier im Süden *oug* und *eigle*, dem nördlichen *brōit* steht südliches *brōt* gegenüber.

Solche Unterschiede sind schwerer zu fassen, sie fallen auch wohl weniger ins Gewicht. Die zuerst genannten Lautmerkmale dagegen scheinen unmittelbar zusammenzuhängen mit den Zügen, die wir der Mundart als Ganzem zuerkennen wollten. Die Aussprache von Doppelkonsonanten und die Kürze vieler sonst lang gesprochener Vokale trägt dazu bei, der Mundart etwas fast Gehacktes zu geben. Hell heben sich davon die langen Engevokale *ī* und *ū* ab, die der Sprache zu ihrer besonderen Klangreinheit und -schönheit verhelfen. Und auch der Anschein des Altertümlichen trügt nicht: handelt es sich doch in den meisten Fällen bei den südlichen um die älteren, vielfach schon in mittelhochdeutscher Zeit gebräuchlichen Formen. Freilich bildete eine solche Lautbeschreibung, und wäre sie noch so gründlich, doch nur ein Skelett; und die Charakteristik, die uns zuvor unzulänglich vorkam, ist es auch noch jetzt. Jede Mundart hat ihren ganz besonderen Rhythmus und ihre eigene Melodie, und es fehlen bis jetzt leider die wissenschaftlichen Voraussetzungen, beides gültig und verständlich zu beschreiben.

Dagegen ist die Wissenschaft schon jahrzehntelang gründlich der Frage nachgegangen, wo und wie die

Grenzen zwischen den einzelnen sprachlichen Erscheinungen verlaufen. Schon 1895 hat Hermann Fischer seinen Atlas zur Geographie der Schwäbischen Mundart herausgegeben, und im neuen Jahrhundert hat vor allem Karl Bohnenberger mit seinen Schülern immer wieder mit Erfolg versucht, die Grenzlinien noch genauer zu fassen. Unsere Karte zeigt den damals erfaßten Verlauf von zwei wichtigen Linien. Beide durchqueren den heutigen Kreis Ravensburg in seinem nördlichen Teil. Nun ist freilich auch nicht zu erwarten, daß die noch ganz junge Kreiseinteilung sich etwa in der heutigen Einteilung der Mundart spiegelt; aber die Grenzscheiden laufen auch quer durch ganz verschiedene ehemalige Territorien: Wolfegg, Gutenzell, ravensburgisches Gebiet, Weingarten, Königsegg. Verfolgen wir die Linie weiter nach Westen, so verstärkt sich dieser Eindruck noch. Der Grenzverlauf kann also nicht oder zumindest nicht nur von der ehemaligen territorialen Zugehörigkeit abgeleitet werden. Bohnenberger hat schon früh aus seiner Kenntnis der Ortsnamen heraus andere Gründe erschlossen. Nur unmittelbar am Nordufer des Bodensees und dann wieder in der Nähe der Donau finden sich die frühen alemannischen Ortsgründungen auf -ingen. Der dazwischenliegende Raum wurde wesentlich später besiedelt, da hier Moore (Pfrungener Ried!), Wälder und Hügel Siedlung und Anbau erschwerten. Zwar füllte sich die Lücke bereits in einer Zeit, als die heute südlichen Formen noch über das ganze schwäbische Gebiet verbreitet waren; aber es hatten sich doch bereits zwei ganz verschieden orientierte Verkehrsgemeinschaften herausgebildet, zwischen denen später dann die Mundartgrenze verlief.

Ganz muß freilich auch die Einwirkung der späteren Territorialgrenzen nicht ausgeschlossen werden. Jene Territorien wurden ja am Anfang des 19. Jahrhunderts beseitigt, und möglicherweise ist damals die Grenze tatsächlich noch am Nordrand des Weingartener und Königsegger Gebiets entlanggelaufen. Zwar weicht gerade in unseren beiden Linien die Schöllersche Sprachkarte von 1938 nur wenig von der Darstellung Fischers ab; immerhin aber gehörte zum Beispiel Wolpertswende 1895 noch zum südlichen Verbreitungsgebiet von *būs* und *legā*, während es Schöller bereits dem nördlichen Bereich zuweist. In einer Schallplattenaufnahme aus Gaisbeuren, die 1938 vom Tübinger Ludwig-Uhland-Institut gemacht wurde, herrschen zwar eindeutig schwäbische Formen; aber die Aussprache *sūlgā* für den Ortsnamen Saulgau zeigt doch noch die frühere Zugehörigkeit zum südlichen Mundartgebiet. Für Bergatreute läßt sich auf andere Weise die einstige Grenzlage innerhalb des südlichen Gebiets nachweisen: „Bergatritter send scho' Schritter“ wurden die Bewohner dieses Orts nämlich verspottet. Dieser Spott ist infolge des Vorrückens der Sprachgrenze wenigstens hinsichtlich der sprachlichen Form gegenstandslos geworden, und vielleicht versteht man ihn in Bergatreute heute so wenig mehr, wie man eine ähnliche Neckerei in Isny versteht, das ebenfalls

an der schwäbisch-niederalemannischen Grenze liegt. Denn um diese Grenze handelt es sich: das südliche Gebiet, das in seinen Sprachformen schon stark an die (hochalemannische) Schweiz erinnert, grenzt als niederalemannisches Gebiet an das schwäbische, das in Ausdehnung begriffen ist.

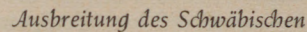
Heute erfolgt diese Ausbreitung sehr stürmisch und zunächst, wie es scheint, unaufhaltsam. Vor zwei Jahren hat Hugo Moser den Verlauf der schwäbisch-alemannischen Grenzlinien untersucht*. In allen von ihm untersuchten Ortschaften der bisherigen Grenzzone zeigte sich ein deutliches Vordringen der schwäbischen Formen. An die Stelle von *ksī* und *ksing* zum Beispiel tritt in neuer Lautung *ksai* oder – in der nördlicheren Form – *gwēā*. Die nur geographische Abgrenzung reicht nicht mehr aus. In ein und demselben Ort redet der eine schwäbisch, der andere niederalemannisch; ja ein und derselbe redet oft je nach Gelegenheit in der einen oder der anderen Mundart. Aber es ist nun keineswegs so, daß nur diejenigen schwäbisch redeten, die aus irgendwelchen beruflichen oder sonstigen Gründen öfter in früher schwäbischem Sprachgebiet zu tun haben. Die schwäbischen Sprachformen verbreiten sich vor allem über die im niederalemannischen Gebiet liegenden Städte. Durch die Beamten und Schulen, aber auch durch den stärkeren Einfluß des Rundfunks und ähnlicher moderner Einrichtungen fand hier schon früh das Schwäbische Eingang. Ähnlich ist es in den ausgesprochenen Fremdenverkehrsarten. So strahlt das Stadtschwäbisch, wie es Hugo Moser nennt, in die bisher niederalemannische Umgebung hinein, und seine Einwirkung wird zusammen mit dem Vordringen des Vollschwäbischen wohl einen weitgehenden Ausgleich der bisherigen Sprachunterschiede zur Folge haben.

Von diesem Ausgleich werden auch kleinere Verschiedenheiten der Mundart erfaßt, wie sie diesseits und jenseits der schwäbisch-niederalemannischen Grenze sehr häufig sind. So sagt oder sagte man zum Beispiel in Eiriskirch, Langenargen und Oberdorf für gehen *gō*, in Laimnau und Tannen dagegen schon *gong*. Und während man in Ailingen, Ettenkirch, Meckenbeuren, Liebenau die Formen *buət* (heute) und *schtua* (Stein) feststellte, hieß es nördlich davon, also beispielsweise in Teuringen *biət* und *schtui*. Jetzt dringen auch hier die Formen *heit* und *schtui* ein, also die um den mittleren Neckar heimischen Sprachformen. In das Gebiet südlich des Sees reicht der gemeinschwäbische Einfluß natürlich nicht hinein; in der Schweiz wird man, während man am Nordufer des Sees *dēs khint* sagt, auch weiterhin *das chint* sprechen.

Dagegen ist die Sprache auf dem See schon seit langem im Umbruch begriffen. Wir meinen die Sprache der Schiffer und Fischer, die freilich auch wieder örtliche Unterschiede zeigte. So hieß beispielsweise der Gruß am

* Herr Prof. Moser hat mir in liebenswürdiger Weise sein noch nicht veröffentlichtes Manuskript zur Verfügung gestellt. Es erscheint demnächst im Jahrbuch für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg.

Es ist überhaupt auffällig, wie stark auf die Fischer-
sprache die räumliche Umgebung einwirkt, die dem
Fischer sichtbar vor Augen steht. Man braucht sich nur
Bezeichnungen für verschiedene Winde anzuhören: da
gibt es den *glūsær*, der aus der „Klause“ zwischen Lindau
und Bregenz herweht; der *mürachchar glepfær* kommt
von Maurach herüber, der *schussägelpfær* oder einfach
schussær von der Schussen. Einen *fischbachchar* gibt es,



„sagə“, „hūs“ im freien Gebiet.

So läge es denn nahe, diese kleine Betrachtung elegisch abzuschließen und der verderbten Gegenwart die gesunde und reiche Vergangenheit mahnend gegenüberzustellen. Aber so eindeutig und einseitig liegen die Dinge denn doch nicht. Auch früher wurde Fremdes übernommen. Nicht nur für neue Gerätschaften behielt man den fremden Namen bei – Gondel und Kompaß spielen auch in der Sprache des Bodenseefischers eine Rolle –, gerade auch unscheinbare Allerweltswörter sind oft aus fremden Sprachen eingedrungen. Wer denkt, wenn er mit der

Faust auf den Tisch schlägt und *baschda* sagt, noch daran, daß er hier ein italienisches und spanisches Wort benützt? Vermutlich haben die Kaufleute vom See stark zur Verbreitung dieses Wortes beigetragen, wenigstens taucht es häufig in dem Briefwechsel der Ravensburger Kaufleute auf, die im ausgehenden Mittelalter eine mächtige Stellung einnahmen. Auch Vergleiche mit Fremden waren immer schon beliebt. Der Reichenauer Fischer, dem gar kein Fang gelingt, stellt in witziger Weise fest, es sei *grad wiä em dodnā mēr*. Bezeichnenderweise stammt dieser alte Vergleich aus der Bibel; heute aber vermitteln Filme und Reisen, Bücher und Zeitungen Bilder von fremden Welten, und es ist nicht verwunderlich, daß solche Bilder in der Sprache wirksam werden.

Wer die Bewegungen der Sprache zu charakterisieren versucht, kann kämpferische Ausdrücke wie „vordringen“, „Widerstand leisten“, „zurückdrängen“ usw. nicht ganz umgehen. Und vollends unsere Karte gleicht dem strategischen Plan einer Offensive auf breiter Front, wobei gleichzeitig das feindliche niederalemannische Hinterland durch die schwäbischen Luftlandtruppen aufgerollt wird, die bereits einen großen Teil der Städte erobert haben. Indessen handelt es sich aber um eine höchst friedliche Bewegung. Gewiß hat jede Sprache und jede Mundart ihre eigenen Kräfte, aber sie lebt ja doch nur durch die Menschen, welche die Sprache tatsächlich sprechen. Und wo auf sprachlichem Gebiet Fremdes und Nachbarliches übernommen wird, da hat sich eben der Sprecher für die neue Form bewußt oder unbewußt entschieden.

Gerade weil aber die Menschen über ihre Sprache entscheiden, wird es ungeachtet aller Ausgleichsbewegungen auch nicht völlig zu einer nivellierten Einheitssprache kommen. Die Menschen vom See sind ein eigener Schlag; und jeder Beruf, auch der modernste, lebt in einer eigenen Welt. Das wird sich auch künftighin in der Vielfalt der Sprache ausdrücken.

Zur *Schreibung* der Laute: Lange Selbstlaute sind durch einen Strich über dem Buchstaben bezeichnet (ē, ī); ē und ō bezeichnet die offenen Laute (Gläse = glēsle; Morgen = mōrgō). ə ist der zwischen a und e liegende Neutrallaut, z. B. in der schwäbischen Aussprache der Endungen.

Pirmin und die Schlangen

Eine volkskundliche Studie über die Reichenau

Von Paula Adelman

Den Bewohnern des Bodenseegebietes ist das Gemälde St. Pirmins in der Kirche von Mittelzell aus dem Jahre 1624, das zur 900-Jahrfeier der Gründung des Klosters gemalt wurde, bekannt. St. Pirmin im Abtsornat steht, die Hände zu beschwörendem Gebet erhoben, in einem Nachen am Ufer des Gnadensees. Viele Schlangen schwimmen dem Strand von Allensbach und Hegne zu. Das Bild stellt die Gründungsgeschichte des Klosters dar,

die Hermann der Lahme in seiner Chronik aufgezeichnet hat. 724 habe Karl Martell die Schwaben überwunden, und die schwäbischen Herzöge Nebi und Berchthold hätten Pirmin zu Karl Martell gebracht, daß er den Auftrag erhalte, die Insel zu missionieren. „Pirminus a Carolo angiae insulae praefectus, serpentes inde fugavit.“ „Pirmin, der von Karl der Insel vorgesetzt wurde, hat von dort die Schlangen vertrieben.“

Das Gemälde spricht die Fremden, die alltäglich die Reichenau besuchen, ganz verschieden an: die einen glauben an die konkrete Wirklichkeit des Bildes, andere deuten es sinnbildlich als Pirmins Kampf gegen das Böse im allgemeinen, dritte verweisen seinen Inhalt ins Reich der Sage. Als Hermann der Lahme seine Chronik schrieb, stand die Reichenau noch im Blickpunkt kulturellen Geschehens, und Hermanns Aufzeichnungen hatten weltgeschichtliche Bedeutung. Verschiedene Berichte der damaligen Zeit lassen erkennen, daß die wegen ihrer Gelehrsamkeit weithin bekannten Mönche an die Worte „serpentes fugavit“ wirklich geglaubt haben.

Um 1600 war in einer Kapelle in der Laterankirche zu Poitiers ein Bild gleichen Inhaltes gemalt worden. St. Hilarius, der berühmte Bischof von Poitiers aus dem 5. Jahrhundert, vertreibt Schlangen von der Insel Gallinaria. Auch Martin von Tours, dem Schüler des heiligen Hilarius, wurde diese Kraft zugeschrieben. Gallupanus, ein Einsiedler der Auvergne, verbrachte die letzte Zeit seines Lebens in einer Höhle, aus der er die Schlangen kraft eines Kreuzes vertrieben hatte. Gallien hatte neun solcher Heiliger. In Irland hat St. Patrik alle Giftschlangen verbannt. Höhlen und Inseln sind die Stätten, von denen die Schlangen vertrieben wurden.

Pirmin ist im Bodenseegebiet nicht die einzige Gestalt, die Schlangen bannen konnte. Die Literatur über das Kloster St. Gallen spricht auch von Schlangenaustreibungen. Gallus fand unter Gebet den Platz, auf dem er Wohnung nehmen wollte. Walafrid Strabo schreibt in seiner Vita St. Galli: „Gall weihte den Ort durch Gebet ein, und Gott soll ihn durch die Fürbitte des Frommen von den vielen Schlangen, die dort hausten, gereinigt haben. Das war im Jahre des Herrn 613.“ Gallus fand einen eifrigen Verehrer in Magnus, der mit seinem Meister in die Einsamkeit hinaufzog und mit ihm den Grundstock des Klosters St. Gallen legte. Magnus, der spätere Abt von Füssen und der zweite Schutzheilige gegen Schlangen in Deutschland, tötete durch Berührung mit dem Stabe St. Columbans ein Schlangentier, worauf alle anderen Reptilien verschwanden. Ekkehart IV. berichtet in seiner St. Galler Klostergeschichte von dem Mönch Vicho, der im 9. Jahrhundert ein Glied des Klosters war und es verlassen wollte. Der Abt ließ ihn blenden. Notker, der Arzt heilte ihn. Dieser fromme Mönch zog sich bald in die Einsamkeit zurück. „Über seinem Grabhügel konnte sich etwas Giftiges nicht fortbewegen. Es gab aber da in größerer Zahl übermäßig große Schlangen und gräßliche Schleichtiere zu sehen.“

Zweifellos bot immer wieder in den Jahrhunderten die

von Schlangen belebte Natur dieser einsamen Gegenden am Bodensee Nahrung zu diesen Vorstellungen. Wenn der Badende am frühen Morgen am Strande von Hegne liegt, beobachtet er im Wasser Schlangen, die aus dem Schilf auftauchen und dem Ufer zuschwimmen. Unwillkürlich steigt im Anblick der Kirche von Mittelzell vor seinem geistigen Auge die Gestalt Pirmins auf, der die Schlangen Hegne und Allensbach zutreibt. Die wenigsten am Strande bleiben beim Erscheinen einer Schlange gleichgültig. Gefühle der Abwehr und Abneigung regen sich im Menschen. Ohne Zweifel muß dies immer so gewesen sein. Die Schlange erscheint als ein unheimliches Wesen, das plötzlich aus dem Gebüsch oder Gras auftaucht, den Menschen erschreckt und tödlich beißen kann. Deshalb ist sie im Jahresbrauchtum unter den bösen Wesen erwähnt und vertrieben. Im antiken Glauben und in der Legende ist sie oft das helfende Tier, das ein Heilkraut bringt und fast immer im Auftrag einer göttlichen Macht oder zur Belohnung für eine gute Tat kommt. Durch solche Vorstellungen ist es bei den Menschen zur Schlangenverehrung gekommen. Der griechische Heilgott Asklepios führt als Attribut eine Schlange bei sich. Funde aus dem frühen Gallien – unter anderen ein Relief im Musée d'Epinal – stellen Gottheiten dar, die Schlangen mit sich führen.

Der Kampf gegen Schlangen ist ein Sagenmotiv, das über die Menschheit weithin verbreitet ist. Apollon hat den Schlangendämon zu Gryneia auf Aiolis besiegt und sein Orakel an dessen Stelle gesetzt. In Poitou, der Umgebung Poitiers, hatte ein Ritter ein Schlangentier überwunden. Das Volk soll das Tier, „la bonne sainte vermine“, mehr geehrt haben als den Bezwiner selbst.

Auch auf der Reichenau und dem benachbarten Allmannsdorf lebte eine Sage, die auf die Verehrung eines Schlangendämons hinweist. Gallus' Oheim, der Beamte der Reichsabtei Reichenau im 16. Jahrhundert, schreibt sie in seiner Klosterchronik. Die Sage war in Generationen von Mund zu Mund weitergegeben worden. „Solliches alles ich nichtzit geschriebe erfunden hab“, berichtet Gallus' Oheim. Die Sage geht um ein Messingbild, das in der Pfarrkirche zu Niederzell auf dem Grabmal des Bischofs Eginno von Osona, dem Erbauer dieser Kirche, gestanden haben soll. Es war „zwo spang lang“, hatte „aine raue form und schöne gestalt“, in „der gerechten drü rösli und in der linggen hand einen schlangen; ouch ersicht man in dem ainen arsbaggen ain löchli“. Oheim berichtet von seinen Landsleuten: „Diesem bild wird von trefflichen lütten vil nachgefragt und von landfarern gesucht.“ Die Sage, die daran anknüpft, deutet den Inhalt dieses Bildes: Es stellte einen Abgott, Allmann genannt, dar, und sei in Allmannstorf gestanden. Die „landschafften“ waren, bevor sie zu christlichem Glauben kamen, zu dem Bild gepilgert und haben den „Gott um Rat und Hilfe“ angefleht. Dieser habe „die responsa und wort“ – den Rat und die Hilfe – „zu dem löchli usgeben“; die „drei rösli“ bedeuten Belohnung und Ehrung; aber er habe auch „der schlang straf und bus“

mitgeteilt. Dieses Bild aufzusuchen war – nach der Sage – die Gepflogenheit der Bodenseebewohner, bevor sie zum christlichen Glauben übergetreten waren. Der stärkere Akzent liegt in der Hilfsbereitschaft des Abgottes, dessen Attribut, die Schlange, aber auch Strafe und Buße mitteilt. Die Schlange genoß mit dem Abgott göttliche Verehrung. Unter anderen Verfechtern christlichen Glaubens sind auch Pirminus und sein Zeitgenosse Bonifatius in ihren Predigten und Schriften gegen diese „Teufelsbulle“ vorgegangen, wie sie solches Brauchtum nannten. Sie lehnten sich an die Schriften des Bischofs Caesar von Arles an, der die heidnischen Gewohnheiten seines Landvolkes in Südgallien genau kannte und dessen Schrifttum für die Prediger der nachfolgenden Jahrhunderte allgemein maßgebend geworden war. In einer Bauernpredigt, die Bischof Martius von Bracara im 6. Jahrhundert vor seinen suebischen Landsleuten hielt, verurteilt er die Motten-, Mäuse- und Würmertage, an denen diese Tiere göttliche Verehrung fanden. Nun verbietet ein Landgebot des Herzogs Maximilian von Bayern wider Aberglauben, Hexerei, Zauberei vom Jahre 1611 unter anderem auch „Schlangen, Ratzen, Würm und Ungeziefer“ zu bannen durch Beschwörungen und andere Mittel. Was besagt dieser Erlaß anderes, als daß solche heidnische Anschauungen auch in unserem Lande verbreitet waren?

Heute noch ist der Brauch der Schlangenbannung im Schwarzwald und im Westfälischen am Lichtmeßtag und am Peterletag am 22. Februar. Ohne Zweifel sind diese Bräuche noch Reste vorchristlichen Glaubens und reichen in früheste Zeit zurück. Nie suchte die Kirche heidnische Gewohnheiten zu verdrängen; das wäre vergebliche Arbeit gewesen. Sie hat sie umgeformt in christliches Glaubensleben eingeordnet. So stellte sie gegen die Schlangendämonen Heilige auf und fügte ihnen als Attribut die Schlange bei. Wer will sich aber gegen denjenigen wenden, der in der Schlangenabwehr der Heiligen ihren Kampf gegen das Böse überhaupt zu sehen wünscht? St. Hilarius war nicht nur Schützer vor Schlangen, er wurde ein Helfer gegen den Unglauben seiner Zeit. Chlodwig soll im Kampfe gegen die arianischen Westgotenkönige bei Poitiers im Jahre 507 unter Anrufung von St. Hilarius seine Truppen angespornt haben. So kann auch jeder das Gemälde St. Pirmins nach seinem Sinn deuten: Pirminus als Helfer bei der Vertreibung der Schlangen von der Insel Reichenau oder Pirminus als Sieger im Kampf gegen das Heidentum im Bodenseegebiet. Jeder wird in seiner Behauptung recht behalten.

Schillers „rote Totenklage“

Von Wilfried Nölle

Im Musenalmanach von 1798 ist Schillers „Nadowessische Totenklage“ – später in „Nadowessiers Totenlied“ umbenannt – zum ersten Male veröffentlicht worden.

Das Gedicht ist das einzige, das Schiller der indianischen Welt widmete¹. Es behandelt den Glauben der (Prärie)-Indianer an ein Weiterleben nach dem Tode „in der Seelen Land“. Des Dichters Vorlage war bekanntlich die 1780 bei C. E. Bohn in Hamburg erschienene deutsche Ausgabe des englischen Werkes „Jonathan Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika“².

Ein Vergleich der einschlägigen Stellen des Carverschen Reiseberichtes mit dem Gedicht zeigt eine enge Abhängigkeit Schillers von seiner Quelle³. Carver, der von 1732 bis 1780 lebte und in den Jahren von 1766 bis 1768 das Innere Nordamerikas bis zu den Anthonyfällen des Mississippi bereiste, war ein nüchterner Beobachter. Dies hat bereits sein Biograph Gregory festgestellt⁴. Er hat bei seinem Aufenthalte bei den Nadowessiern nahe beim Flusse St. Croix ganz richtig gesehen, daß das Auftreten des Todes von den Indianern niemals den Menschen zur Last gelegt wurde. Der Indianer hat damals wie heute den Tod immer realistisch hingenommen. Natürlich liebt er das Leben. „Oh! daß ich wieder leben könnte!“ sagt auch einer der beiden Helden in dem Schöpfungsmythos der vier Nachtwachen der mit den Nadowessiern verwandten Winnebago. „Ich liebte das Leben, die Taten und Handlungen, die ich vollzog, und ich sehne mich danach, sie wieder zu vollziehen.“⁵ Der Tod ist dem Indianer wie vieles andere ein Rätsel. „Wohin ist der Atem entflohen“, fragt er. Er sucht ferner Antwort auf die Frage, wie man die Verbindung mit den Lebenden aufrechterhalten kann. Carver berichtet solche Fragen, zugleich teilt er die indianischen Antworten mit: „Deine Seele lebt noch in dem großen Land der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind.“⁶ Man muß Carver glauben. Noch heute sind von den Indianern solche Äußerungen zu erhalten. Der Mythos enthält die gleichen Antworten⁷.

Schiller hat nur an einer Stelle diesen indianischen Glauben verzeichnet. Er läßt den Indianer singen: „Wohl ihm! Er ist hingegangen, / Wo kein Schnee mehr ist.“ Aber gerade dort, wo ewig Schnee ist, fühlen sich die Toten wohl. Von Zeit zu Zeit ziehen die Indianer gruppenweise hinauf in die majestätische Gletscherwelt der Rocky Mountains, um die Geister der guten Toten zu besuchen, die dort um die Wipfel kreisen⁸. Carver berichtet ferner von dem Bären, dem gesuchtesten Jagdtiere (p. 229, 331), von dem Rentier, das bei den Indianern des Nordens einstens die gleiche Rolle spielte, wie bei den heutigen Lappen (p. 367 f.) und von dem rituellen „Bemalen“ (p. 195). Schiller hat diese Hinweise ebenfalls benutzt. Er komponierte alle Angaben Carvers zu einem „indianischen“ Paradies-Bild, das mit der Jenseitsvorstellung der Prärieindianer weitgehend übereinstimmt⁹.

Das Land der Seelen ist diesen Menschen mit einer naturgebundenen Lebensweise die ins Himmlische transponierte irdische Welt. Von dieser Vorstellung her ist auch die Bestattungsweise des Prärieindianers zu verstehen. Bei Carver wird sie beschrieben: „Wir wollen

deinen Körper sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn wir auch in dem großen Lande der Seelen ankommen (p. 335).“ Schillers Indianer ruft daher auch: „Bringet her die letzten Gaben / Stimmt die Totenklage“¹⁰ / Alles sei mit ihm begraben / Was ihn freuen mag.“ Kein Gegenstand der materiellen Kultur wird vergessen, weder das Kriegsbeil, die Bärenkeule zur Wegzehrung¹¹, noch das Skalpmesser, noch die Farben, die der Tote im Jenseits benötigt, um sich für die rituellen Tänze zu bemalen, „Daß er rötlich möge strahlen / In der Seelen Land.“ Nicht anders berichtet Philipp Georg Friedrich von Reck in seinem Diarium über seine Reise nach Georgien im Jahre 1735: „Alle seine Habseligkeit wird mit in die Grube geworfen ... auf die Grabstelle wird etwas Tabac gesträuet, und ein irden Topf mit Wasser gesetzt, damit der Geist, wenn er auferstehet, etwas zu zehren finde.“¹²

Schiller hat also den Indianer durchaus „lebensecht“ im Sinne seines von ihm theoretisch entwickelten Realismus gesehen. Die Rothaut war ihm weder eine mit pathetischem Mitleid zu betrachtende Dulderfigur¹³ – wie bei Seume, Lenau und Chamisso – noch ein Heros und Elegiker, als den sie dreißig Jahre nach der Veröffentlichung des Gedichtes James Fennimore Cooper in seinen „Leatherstocking-Tales“¹⁴ hinstellte. Des Dichters „rote Totenklage“ ist keine Klage des Indianers über die Unversöhnbarkeit der sogenannten primitiven Kultur mit der modernen Zivilisation, sie ist ganz schlicht ein Lied des roten Mannes, das von dem Schicksal des Verstorbenen kündigt.

Die Literatur weiß von solchen Liedern; sie berichten nicht nur analog zur „Totenklage“ über das Leben, das den Toten im Jenseits erwartet, sie erzählen auch in aller Weitschweifigkeit von der „Reise der Seele zum Geisland“, wo es keine Arbeit gibt, keine Nacht, aber Nahrung in Hülle und Fülle und wo alle geliebten Toten dastehen und sie willkommen heißen¹⁵. Folgerichtig ist daher in der Gedichtsammlung der Titel „Nadowessische Totenklage“ in „Nadowessiers Totenlied“ umgeändert worden. Er paßte besser zum Inhalt des Gedichtes¹⁶.

Schillers „rote Totenklage“ steht mit am Anfang einer realistischeren Schau des Indianers, den er wie den Helden in seiner riesigen Wallensteinichtung so realistisch als möglich sehen wollte. Diese nüchterne Betrachtung wurde trotz Lenau und Chamisso auf deutschem Boden fortgesetzt durch Charles Sealsfield (Karl Postl) und seine Nachfolger Gerstäcker, Strubberg und Möllhausen.

¹ Schiller hatte „nicht übel Lust ... noch vier oder fünf kleine Nadowessische Lieder nachfolgen zu lassen, um diese Natur ... durch mehrere Zustände durchzuführen“ (Brief an Goethe vom 7. 7. 1797).

² Das englische Original „Travels through the interior parts of North America“ erschien 1774 in London.

³ Karl Goedeke (Schillers sämtliche Schriften – Historisch-kritische Ausgabe, 11. Teil, p. 448 f., Stuttgart 1871) und Ernst Müller (Friedrich Schiller – Das Meisterwerk, Bd. 1, p. 663 f., Stuttgart 1954/55) drucken die charakteristischsten Stellen ab.

⁴ Gregory, Jonathan Carver, his travels etc., Milwaukee 1896. Schiller spricht irrtümlich von Thomas Carver (Brief an Goethe vom 30. 6. 1797), Goedeke schreibt Johann C.

⁵ P. Radin, The Culture of the Winnebago, Sp. Publ. Bollingen Foundation, Nr. 1, 1949, p. 28 und 37. An. Rep. Bureau of American Ethnology, Washington 1932, p. 313.

⁶ Zit. Müller, l. c., p. 663. Im Original p. 333 ff.

⁷ P. Radin, Gott und Mensch in der primitiven Welt, p. 416 f., Zürich 1954.

⁸ Schreiber dieser Zeilen konnte dies bei seinem Aufenthalte in der Reservation der Navajo im Frühjahr 1953 beobachten. Vgl. W. Nölle, Navajo und Tewa heute, Jahrbuch des Lindenmuseums, Stuttgart 1955.

⁹ Vgl. hierzu Ruth Benedict, Patterns of Culture, New York 1934, deutsch u. d. T. Kulturen primitiver Völker, p. 231, 101–103, Stuttgart 1949.

¹⁰ Vgl. R. Benedict, l. c., p. 102.

¹¹ Ein Motiv, das sich in fast allen indianischen Trauerliedern findet. Eine Ausnahme bilden die Lieder der Yuma im Südwesten der USA.

¹² Die Yuma bestehen auf eine vollständige und unwiderstehliche Vernichtung von allem, was mit einem lebenden Menschen verbunden war. – Das Diarium ist enthalten in den Nachrichten von der Königlich-Groß-Britannischen Colonie Saltzburger Emigranten (Samuel Urlsperger, Halle, Waisenhaus, 1735–1752, 3 Bde., Bd. 1, p. 859 bis 876), Bd. 3 teilweise abgedruckt in: H. Bernatzik, Die neue große Völkerkunde, p. 75 ff., Frankfurt 1954.

¹³ Zuletzt noch bei Ludwig Ullmann, Sonntagsblatt Staatszeitung und Herold, New York, 10. 5. 1953.

¹⁴ Die „Lederstrumpf-Erzählungen“ erschienen in den Jahren 1823–1841.

¹⁵ Siehe z. B. das schöne Trauerlied eines neukaledonischen Häuptlings bei M. Leenhardt, Documents Neo-Caledoniens, Travaux Inst. d'Ethn. IX., p. 485 bis 508, Paris 1932. Über die Reise ins Geisterland berichtet der Mythos der Winnebago, den P. Radin (Gott und Mensch etc., p. 420 ff.) mitteilt. Vgl. auch P. Radin, The Road of Life and Death, New York 1945.

¹⁶ Ernst Müller, l. c., p. 663.

Erinnerungen an Schillers hundertsten Todestag

Der 9. Mai 1905 nahte mit Riesenschritten. Schon begann man den Himmel um trockenes Wetter anzuflehen. Es wurde höchste Zeit, mit den Vorbereitungen zum 100. Todestag des großen Schwaben zu beginnen. Die Theater, der württembergische Hof, der Liederkranz, der Literarische Klub, die Gesangsvereine, alle planten Großes und rüsteten fieberhaft. Aber auch jedes, wenn auch noch so kleine Lädchen, jede kleine „Wirtschaft“, nahm mit irgendeiner festlichen Auslage, einer Inschrift oder Girlande aus Tannenzweigen und Frühlingsblumen, bezug auf den großen Tag; Fahnen wehten, Blumen wurden an den Straßenecken in duftender Fülle feilgeboten ...

Unbeschreiblich aber war die Wirkung all dieser Festlichkeiten auf die ohnehin begeisterungsfähigen und begeisterten Gemüter von uns Dreizehn- und Vierzehnjährigen! All unsere Gedanken kreisten um Schiller, wunderbare Aufsätze wurden geschrieben, Gedichte verteilt, Intrigen gesponnen, wer „Die Teilung der Erde“ vor der Königin recitieren durfte und wer dessen unwürdig war. In der „deutschen Literatur“ lasen wir den Wallenstein. „Liebesgedichte könnt ihr noch nicht vorlesen“, sagte unser Literaturlehrer und schlang seine unwahrscheinlich langen Beine um das Tischbein, „ich lese den Max und de Thekla!“ Es war wahrhaftig tragisch schön, wenn er nach kräftigem Räuspern anhub, „der Eichwald brauset – die Wolken zieh'n“ – und dann mit vorwurfsvollem Blick auf unsre spöttischen Gesichter, „das Mägdlein setzt an Ufers Grün...“ Auch mit dem Lied von der Glocke machte er's uns nicht leicht, und wir mußten es, obwohl wir noch im Lachalter waren, mit fürchterlichem Ernst „hersagen“, sonst hieß es gleich, – „Wenn gute Reden sie begleiten – dann fließt die Arbeit monter fort – aber natürlich“, schrie er uns plötzlich ganz unerwartet an, „natürlich hat Schiller mit dem Wort monter nicht euer dommes Gelächter gemeint!“ Ach, gelernt haben wir trotz dieser mehr heiteren Erlebnisse unendlich viel bei ihm und unserer klugen Schulvorsteherin, Ehre ihrem Andenken, viel Wissen um den Dichter und sein gigantisches Werk – und damit viel für unser künftiges Leben! Daß es manchmal etwas strapaziös zuing in der Literaturstunde, möge seiner Schillerbegeisterung zugutegehalten sein, und uns hat's nicht geschadet, wenn wir – man höre und staune – bänkeweise abgeteilt – unter Gelächter und absichtlich durcheinandersprechend – die Truppen Wallensteins im Chorus brüllen mußten: „Der erste Bank liest die Füsiliere, die zweite die Kürassiere, die dritte die Arkebusiere!“ Oh, es war herrlich.

Der 9. Mai ist da, und wir Schulkinder dürfen beim Schillerdenkmal nahe der Stiftskirche, während alle Fenster der umliegenden Gebäude dicht besetzt sind, das Lindpaintnerische „Regst du o Lenz die jungen Glieder“ singen. Da der Schillerplatz nicht alle Stuttgarter Schulkinder fassen konnte, durften von jeder Klasse, auch von den Bubenschulen, nur die fünf Besten mitmarschieren und mitsingen, die Mädchen weißgekleidet mit Blumenkränzen im offenen Haar; es wurde zur stolzen Erinnerung. Viele Menschen weinten, als die frischen Kinderstimmen über den Platz weithin klangen.

Da aber vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, fehlte auch an diesem Tage die Komik nicht. Daß zum Beispiel der junge Schiller bestimmt nicht so ausgesehen hatte wie der im Festzug, grüner Frack und feuerrote Faschingsperücke, – das wußten wir ganz gewiß! Viel liebenswürdiger war jenes alte runzlige Weiblein, das aus einer der Seitengassen gekommen war und hinter uns im Gedränge stand. Es hob die Schürze an die Augen und sagte: „Daß 'r (Schiller) dees nemme erlebt hot: s'isch zom Heule!“

Else Pfeiffer-Bonhöffer

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
 Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Tombola auf dem Stuttgarter Schloßplatz

Der Schwäbische Heimatbund hat am 8. Dezember 1954 folgendes Schreiben an das Staatsministerium gerichtet: „Der Stuttgarter Schloßplatz ist zur Zeit wiederum der Schauplatz einer Tombola, deren Erscheinung noch mehr als die vorhergehende einem Jahrmarkt ähnelt. Wir haben bei der früheren Veranstaltung mit Rücksicht auf deren guten Zweck in der Erwartung geschwiegen, daß sich der Vorgang nicht wiederholen werde. Nun aber sehen wir uns genötigt, Widerspruch dagegen zu erheben, daß der Schloßplatz, der eine ehrwürdige Verkörperung eines guten Stücks württembergischer Geschichte und Kulturgeschichte darstellt, für lärmende und marktschreierische Veranstaltungen zu wirtschaftlichen Zwecken mißbraucht wird. An dem Vorwurf der Würdelosigkeit, den wir gegen einen solchen Vorgang erheben müssen, kann auch der beste Zweck nichts ändern. So weit darf, wenn es sich um die Achtung vor den kulturellen Werten unseres Landes, also um unsere Selbstachtung, handelt, die Heiligung der Mittel durch den Zweck nicht gehen. Ebenso wenig kann der Gesichtspunkt einer Einnahme für die Staatskasse, der aber bei der Erteilung der Genehmigung wohl keine Rolle gespielt hat, an unserer Auffassung etwas ändern. Wenige Schritte von der Tombola entfernt ist die große grüne Kerze aufgestellt und angezündet worden, die zum Gedenken an unsere Kriegsgefangenen mahnen soll. Dieses Gedächtnismal wird durch eine solche Nachbarschaft entweiht. Auch erweisen nach unserer Empfindung namhafte Firmen ihrem Ansehen keinen guten Dienst, wenn sie sich die Stiftung von Tombolapreisen mit Reklame-möglichkeiten bezahlen lassen.

Wir gestatten uns, unseren Widerspruch, mit dem wir vielen Stimmen aus der Stuttgarter Bürgerschaft Ausdruck geben, und den wir vorsorglich auch für etwaige ähnliche Verwendungen des Schloßhofs anmelden, an das Staatsministerium zu richten, weil die Wahrung der geistigen Güter, um die es sich hier handelt, unseres Erachtens nicht einen einzelnen Verwaltungszweig, sondern die gesamte Staatsleitung angeht.

Unsere Bitte an das Staatsministerium geht dahin, es möge für die Zukunft den Grundsatz festlegen, daß der Schloßplatz und der Schloßhof nicht für Veranstaltungen verwendet werden dürfen, die irgendwie wirtschaftlichen Zwecken dienen.

Die Verwendung der vor dem Schloß vorbeiführenden Straße als Parkplatz, insbesondere auch für Autobusse, betrachten wir als eine unerfreuliche, aber durch die Not vorübergehend gerechtfertigte Maßnahme; immerhin

sollte aller Bedacht darauf genommen werden, den Schloßplatz so bald wie möglich auch von dieser Beeinträchtigung zu befreien.“

Das Finanzministerium, das die Abhaltung der Tombola zunächst abgelehnt hatte, ist, wie wir vom Staatsministerium erfahren, „von vielen Seiten, insbesondere von Kreisen der Wirtschaft, aber auch von Abgeordneten, darum angegangen worden, den Schloßplatz nochmals für die Tombola zur Verfügung zu stellen“, und hat sich schließlich zu Gunsten des Ausbaus der Solituderennstrecke für die Zulassung entschieden.

Es ist vielleicht mit eine Folge unseres obigen Schreibens, daß das Finanzministerium nunmehr dem Staatsministerium vorgeschlagen hat, „um weitere Vorstellungen wegen der Profanierung des Schloßplatzes zu vermeiden“, „für die Zukunft . . . alle Ausnahmegewilligungen von vornherein abzulehnen“, womit sich der Herr Ministerpräsident einverstanden erklärt hat. Es wird unsere Mitglieder interessieren, zu hören, daß insbesondere der Oberbürgermeister von Stuttgart den Antrag des ADAC nachdrücklich unterstützt und den Standpunkt vertreten hat, daß „eine rigorose Ablehnung aller Veranstaltungen nicht möglich sei, solange das Neue Schloß eine Ruine darstelle“, wobei er glaubte, „zusagen zu können, daß die bei der Tombola des Aeroklubs kritisierten Auswüchse unterbleiben“ (nicht die einzige uneingelöst gebliebene Zusage). Tatsächlich hat, wie alle Augen- und Ohrenzeugen bestätigen können, das Treiben bei der zweiten Tombola dasjenige bei der ersten eher noch übertroffen. Es sind uns auch nur Äußerungen der Empörung zugegangen. Eigenartig ist, daß der Oberbürgermeister von Stuttgart anscheinend der Auffassung huldigt, der Schloßplatz sei für einen Rummelplatz nicht zu gut, solange das Neue Schloß eine Ruine darstelle. Die „Stuttgarter Zeitung“, die in Sachen des Schloßplatzes regelmäßig mit dem Schwäbischen Heimatbund am gleichen Strang zieht, hat unserer Bitte um Abdruck des obigen Schreibens nicht entsprochen, obgleich sie unser „Urteil über die Tombola . . . in vollem Umfang geteilt“ hat. Sie hat um des guten Zweckes willen „ein Auge zugeedrückt“, ist aber gegenüber allen Zumutungen, „die Reklame-trommel zu rühren, kühl bis an's Herz hinan geblieben“, was ihr „sehr verdacht worden ist“.

Alles in allem: der Fall zeigt wieder einmal den unüberbrückbaren Gegensatz von Idealismus und Mammonismus. Es wäre uns von Wert, von unseren Lesern zu hören, ob sie mit uns die Tombola als eine Entwürdigung des Schloßplatzes empfinden oder nicht. A. N.

Jahreshauptversammlung 1955 am 18. und 19. Juni in Biberach

Die diesjährige Jahreshauptversammlung unseres Bundes wird, wiederum gemeinsam mit der Hauptversammlung des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, am 18. und 19. Juni in Biberach durchgeführt werden. Ein Blick auf das unten angegebene Programm wird Jedermann davon überzeugen, daß es sich dabei um ein in jeder Hinsicht vielversprechendes Ereignis handelt. Insbesondere stellt diese Veranstaltung eine kaum wiederkehrende Gelegenheit dar, die künstlerische Kultur Biberachs, darunter auch die musikalische, kennen zu lernen. Wir bitten um rechtzeitige Anmeldung unter Angabe, ob Vermittlung von Übernachtung mit Frühstück (ab etwa 5 DM) und Teilnahme an der Fahrt des Sonntagnachmittag erwünscht ist.

Wir geben hiermit das Programm bekannt; Änderungen behalten wir uns vor.

Programm

18. Juni:

- 16.00 Uhr: Eröffnung der Jahreshauptversammlung und der Hauptversammlung des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine im Pestalozzihaus.
- 16.15 Uhr: Referat von Oberstudiendirektor Dr. Wenk „Von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft Oberschwaben“ (mit Farblichtbildern).
- 16.45 Uhr: Referat von Erhard Bruder „Die oberschwäbische Reichsstadt Biberach“.
- 17.30 Uhr: Getrennte Geschäftssitzungen beider Vereinigungen; die des Schwäbischen Heimatbundes findet im Pestalozzihaus statt, die des Verbandes im Rathaussaal.

20.00 Uhr: Aufführung von Shakespeares Sommer-nachtstraum nach der Übersetzung von Chr. M. Wieland im Stadttheater durch den Dramatischen Verein.

22.45 Uhr: Geselliges Zusammensein im „Rad“.

19. Juni:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen und des Braith-Mali-Museums sowie des Wielandmuseums (geöffnet ab 8 Uhr); für Führungen durch das Braith-Mali-Museum haben sich die Herren Erhard Bruder und Oberstleutnant a. D. Schumm zur Verfügung gestellt, die Führung durch das Wielandmuseum hat der Leiter des Museums, Herr Eugen Schelle, übernommen.

10.45 Uhr: Feierstunde in der Aula der Dollinger-Schule mit musikalischen Darbietungen und Festvortrag von Prof. Hermann Keller über die Bedeutung Biberachs für die oberschwäbische Musikgeschichte.

14.30 Uhr: Rundfahrt in Omnibussen zum Hochgelände mit Heinrichsburg und Umlachtal.

16.00 Uhr: Stadtführung in Gruppen.

Jeder Teilnehmer erhält eine Teilnehmerkarte, die zum freien Eintritt in alle Veranstaltungen, einschließlich der Theateraufführung und der Feierstunde, berechtigt; für den Besuch der Museen werden ermäßigte Eintrittskarten ausgegeben, die den ganzen Tag gelten.

Wir machen in dieser Verbindung darauf aufmerksam, daß im Braith-Mali-Museum eine Ausstellung von unbekannten Zeichnungen Braith's anlässlich dessen fünfzigsten Todestages, sowie von Zeichnungen und Plastiken Walter Ostermayers stattfindet.

Pfingsttage in Ochsenhausen vom 28. bis 31. Mai 1955

Wie schon in Heft 1, Seite 37–38, angezeigt, können wir das diesjährige Pfingsttreffen der Freunde Oberschwabens in Ochsenhausen wieder in die Räume des ehemaligen Klosters verlegen, wobei für Unterkunft und Verpflegung der stark ermäßigte Satz von 4,20 DM pro Tag angesetzt wurde (vgl. im übrigen die Teilnahmebedingungen in Heft 1). Heute sind wir in der Lage Einzelheiten des Programmes mitzuteilen. Wir bitten um baldige Anmeldungen, da die Teilnehmerzahl begrenzt ist. Von Stuttgart nach Ochsenhausen und zurück wird eine Gesellschaftsfahrt zum halben Bahnpreis durchgeführt werden (Abfahrt 28. Mai, 13.30 Uhr, Rückkehr ab Ochsenhausen 31. Mai, 20 Uhr). Wir bitten hierfür um gesonderte Anmeldung.

Programm

Samstag, 28. Mai:

Anreisetag.

- 20.00 Uhr: Eröffnung und Begrüßung.
Conrad Michael Schneider (1673 bis 1752, ab 1699 Ulmer Münsterorganist), Concerto für Cembalo, vorgetragen von Frau Marianne Scherrmann.
Wilhelm Schussen liest aus eigenen Werken.

Sonntag, 29. Mai:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

10.30 Uhr: Führung durch das ehemalige Kloster (Kreuzgang, Refektorium, Treppenhäuser, Musiksaal, Armarium, Bibliotheksaal) oder Spaziergang am Krumbach.

16.00 Uhr: Geistliche Musik auf der Gablerorgel (1729 bis 1733 erbaut von Josef Gabler aus Ochsenhausen) in der ehemaligen Klosterkirche.

Ausführende: Leonore Mühlshlegel (Sopran), Prof. Karl Hager (Baß), Prof. Fritz Hayn (Orgel), Herr Sascha Magun (Violine).

Isfrid Kayser, Overture; Carlmann Kolb, Präludium, Aria; Isfrid Kayser, Aria con Recitativo „De Beatissima V. M.“ für Sopran, 2 Violinen und Viola; Carlmann Kolb, Interludium; Isfrid Kayser, Aria con Recitativo „De uno defuncto“ für Baß; Carlmann Kolb, Interludium; Isfrid Kayser, Quoniam, Baßarie mit 2 Violinen und Viola, Benedictus, Sopranarie mit 2 Violinen und Viola, Crucifixus, Duett für Sopran und Baß, Domine Deus, Duett für Sopran und Baß; Carlmann Kolb, Postludium.

20.00 Uhr: „Musikalische Auffwarthung“ in Form einer musikalischen Akademie des 18. Jahrhunderts, Leitung: Willi Siegele (verbindende Worte).

Ausführende: Leonore Mühlshlegel (Sopran), Marianne Scherrmann (Cembalo), Prof. Karl Hager (Baß), Prof. Fritz Hayn (Cembalo), Herr Sascha Magun (Violine).

1. Teil

Isfrid Kayser (um 1750, Prämonstratenser in Obermarchtal). Parthia ex Es für Cembalo Solo (Introduktion – Cantabile – Fantasia – Menuet – Finale). Aria „Sursum corda“ für Sopran, Cembalo, zwei Violinen und Viola.

Meingosus Gälle (1752–1816, Benediktiner in Weingarten). Sonata Nr. 100 für Violine und Cembalo. Vier Lieder für Sopran und Baß. Andante grazioso für Cembalo.

2. Teil

Franz Schnizer (1740–1785, Benediktiner in Ottebeuren). Pastorella für Cembalo.

Das Weiberregiment, 5 Lieder für Baß.

Meingosus Gälle, Variationen für Cembalo-Solo.

Montag, 30. Mai:

8.00 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach der Waldburg, dem Stammschloß der Fürsten von Waldburg, nebst Besichtigung des in dieser untergebrachten Waldburgischen Hausmuseums, ferner nach Amtzell (Beispiel eines reichsritterschaftlichen

Herrensitzes), Pfärrich (Pfarrkirche Vorarlberger Art von 1686), Deuchelried (schöne Muttergottesfigur des oberschwäbischen Barock), Oflings (Vorbild einer Turmhügelburg), Bärenweiler (wohl erhaltenes Beispiel einer weltliche und geistliche Fürsorge umfassenden Spitalstiftung des siebzehnten Jahrhunderts) und schließlich nach der inmitten eines Riedes gelegenen Basilika des sel. Ratperonius in Rötsee.

Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: DM 8.–.

20.00 Uhr: Heiterer schwäbischer Abend mit Wendelin Überzwerch „Gereimtes und Ungereimtes“ (Lesung aus eigenen Werken).

Dienstag, 31. Mai:

9.00 Uhr: „Michel Buck, ein oberschwäbischer Mundartdichter und Heimatforscher des 19. Jahrhunderts“, Vortrag v. Dr. Heinz Eugen Schramm, mit Lesungen.

10.30 „Mönchsleben und Klosterbau unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens“, Vortrag von Hauptkonservator Dr. Albert Walzer, mit Lichtbildern.

13.30 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Aulendorf (Schloß der Grafen von Königsegg als Beispiel der Entwicklung einer romanischen Burg zum Barockschloß) und Altshausen (Schloß der ehemaligen Deutschordenskommende).

Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: DM 4.–.

Anschließend Abreise ab Ochsenhausen oder, für Teilnehmer, die erst am Morgen des 1. Juni zurückzukehren wünschen:

20.00 Uhr: Geselliges Zusammensein in einem Gasthaus.

Sämtliche Darbietungen finden, wenn nicht anders erwähnt, im ehemaligen Bibliothekssaal statt.

Bodensee-Tage

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes

vom 30. Juli bis 5. August in Tetttnang

Unter Hinweis auf die ausführliche Anzeige der oben genannten großen Landesveranstaltung unseres Bundes in Heft 1, S. 38–39 und die darin genannten Teilnahmebedingungen laden wir hiermit nochmals unter Angabe des Programms zur Beteiligung an dieser ein. Insbesondere ergeht unser Ruf auch an die Jugend, der wir die Teilnahme durch Beschaffung einer Sammelunterkunft mit Massenverpflegung zum Preis von 4,40 DM im Tag

ermöglicht haben; Schüler und Studierende bezahlen außerdem die Hälfte der festgesetzten Teilnehmergebühren, also 5,- DM bei bestehender Mitgliedschaft, 7,50 DM als Nichtmitglied.

Programm

Samstag, 30. Juli:

20.00 Uhr: Feierliche Eröffnung im Bacchussaal des Schlosses mit kammermusikalischer Umrahmung und Festvortrag von Prof. Dr. h. c. Theodor Mayer „Der Bodenseeraum in der deutschen Geschichte“.

Sonntag, 31. Juli:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

11.00 Uhr: Eröffnung der Ausstellung „Montfort-Tett nang“ im Rathaus mit Einführung durch Dr. A. Frick.

13.30 Uhr: wechselweise:

a) Führung durch die Stadt Tett nang von Dr. Alex Frick;

b) Führung durch das Schloß Tett nang von Dr. Adolf Schahl;

c) Kaffeestunde.

16.30 Uhr: Spaziergang auf die Brunnensweiler Höhe unter Führung von Dr. Alex Frick und Prof. Dr. Schwenkel.

20.00 Uhr: Geistliche Musik aus dem Bodenseegebiet für Chor und Orgel in der Kapelle St. Anna vor den Toren Tett nangs. Leitung: Willi Siegele.

Montag, 1. August:

7.30 Uhr: Studienfahrt im Schiff „Überlinger See und Untersee“ ab Friedrichshafen nach der Mainau, Bodman, Konstanz (Stadt oder Rosgartenmuseum nach Wahl) und auf die Reichenau (Mittel- und Oberzell). Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft) und Dr. A. Schahl (Kunst). Fahrpreis DM 9,-.

Dienstag, 2. August:

8.30 Uhr: „Die Besiedlung des Bodenseegebietes“, Vortrag von Dr. Alex Frick.

10.00 Uhr: „Das Bodenseebuch von Gustav Schwab und der Laßbergkreis“, Vortrag von Willy Baur.

14.00 Uhr: Besuch des Institutes für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen mit fischereibiologischen und abwässerbiologischen Kurzvorträgen von Dr. Kriegsmann und Dr. Wacheck im Vortragssaal des Wasserschlosses Montfort im Bodensee. Besichtigung der Kirche von Eriskirch.

20.00 Uhr: „Der Bodensee im Spiegel der Dichtung“, literarischer und musikalischer Abend mit Rezitationen und kammermusikalischen Darbietungen.

Mittwoch, 3. August:

7.30 Uhr: Studienfahrt im Schiff „Obersee“ ab Friedrichshafen nach Bregenz (Stadt und Vorarlberger Landesmuseum) mit Besuch des Pfänders (Schwebbahn) und der Rheinmündung. Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft), Prof. Wolfgang Rusch (Stadt) und wissenschaftliche Kräfte des Vorarlberger Landesmuseums (Dir. E. Vonbank). Fahrpreis DM 5,- (Pfänderauffahrt DM 2,10).

Donnerstag, 4. August:

8.30 Uhr: „Kulturelle Beziehungen zwischen Süddeutschland und der Eidgenossenschaft im Spätmittelalter“, Vortrag von Privatdozent Dr. P. Kläui.

10.00 Uhr: „Das Bodenseegebiet in der bildenden Kunst“, Vortrag von Dr. A. Schahl, mit Lichtbildern.

13.30. Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Meersburg, der Birnau und Überlingen. Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft), Landeskonservator W. Genzmer und Dr. A. Schahl (Kunst). Fahrpreis DM 6,-.

20.00 Uhr: „1000 Jahre Musik am Schwäbischen Meer“, Vortrag von Willi Siegele mit Tonbandbeispielen und Lichtbildern, im Katholischen Gesellenhaus.

Freitag, 5. August:

7.30 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Konstanz (Bodenseefähre), St. Gallen, auf die Schwägalp mit Auffahrt zum Säntisgipfel (Schwebbahn). Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft), Landeskonservator W. Genzmer (Kunst). Fahrpreis DM 10,50 (Säntisauffahrt DM 7,-).

20.00 Uhr: Heimatabend im Katholischen Gesellenhaus. Leitung: Dr. Alex Frick.

Studien- und Lehrfahrten

Wir verweisen hiermit auf die Ankündigung der Studien- und Lehrfahrten in Heft 1, S. 39, und geben unten die Fahrten der ersten Hälfte des Sommerhalbjahres ausführlich bekannt; die der zweiten Hälfte folgen im nächsten Heft.

Bamberg - Vierzehnheiligen - Banz

Samstag, 30. April, und Sonntag, 1. Mai (Wiederholung am 7. und 8. Mai): Stuttgart-Würzburg-Pommersfelden (Schloß)-Bamberg (Dom, Alte Hofhaltung, Neue Residenz)-Vierzehnheiligen (Wallfahrtskirche von Balthasar

Neumann)–Banz (Abteikirche von Joh. Dientzenhofer)–Würzburg (Residenz und Feste Marienberg)–Veitshöchheim (Barockpark)–Stuttgart. Führung: Prof. Dr. Richard Schmidt. Teilnehmergebühr 22,50 DM (Nichtmitglieder 24 DM). Abfahrt: 6 Uhr.

Ulmer Alb

Sonntag, 15. Mai: Stuttgart–Burlafingen (5000 Jahre alte Bäume)–Oberelchingen (barockisierte romanische Klosterkirche mit Fresken von Januarius Zick)–Albeck (Schloß)–Ballendorf–Langenau (Kirchen und bauerliches Heimatmuseum)–Stetten–Lonetal mit Bocksteinhöhle–Hausen–Hungerbrunnental–Heldenfingen (Kliff)–Altheim. Führung: Prof. Dr. H. Dölker. Teilnehmergebühr: 9 DM.

Besuch von Korntal

Anläßlich der Korntaler Woche, die vom 14.–22. Mai dauert und manche schöne und interessante Veranstaltungen bringt (darunter am 16. Mai, 20 Uhr, einen Farblichtbildervortrag von Dozent Dr. W. Carlé im Festsaal des Großen Gasthauses „Gemeinde zwischen Großstadt und Bauernland“ und am 17. 5. einen Vortrag von Amtmann E. Rebel „Das geistige und wirtschaftliche Werk der Brüdergemeinde“ am gleichen Ort), besucht der Bund am Sonntag, 22. Mai, Korntal, wobei Führungen durch Korntal, einschließlich des alten Friedhofs, und die Ausstellung „Das geistig schaffende Korntal“ stattfinden. Einzelheiten werden nach Anmeldung mitgeteilt.

Bayerisches Barock und Rokoko

Samstag, 4., und Sonntag, 5. Juni: Stuttgart–Fürstenfeld (Zisterzienserklsterkirche von G. A. Viscardi und Fresken von C. D. Asam)–Andechs (Wallfahrtskirche)–Diesen (Augustinerchorherrenkirche von J. M. Fischer)–Rottenbuch (Klosterkirche)–Ettal (Benediktinerklsterkirche von E. Zuccalli und J. Schmuzer)–Schäftlarn (Prämonstratenserklsterkirche von I. B. Gunetzhainer mit Arbeiten des Bildhauers I. B. Straub und des Malers I. B. Zimmermann)–München („Asamkirche“ und Übernachtung)–Berg am Laim (Kirche von J. M. Fischer)–Rott am Inn (Benediktinerklsterkirche von J. M. Fischer mit Fresken von Mathäus Günther und Skulpturen von I. Günther)–Wasserburg am Inn–Rohr (Augustinerchorherrenkirche mit dem berühmten Rohrer Altar des E. Q. Asam)–Weltenburg (Benediktinerklsterkirche des C. D. Asam)–Stuttgart. Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: 30 DM (Nichtmitglieder 32 DM). Abfahrt: 6 Uhr.

Auf dieser Fahrt sollen die berühmtesten und doch, weil abgelegen, meist unbekannten Kirchen des bayerischen Barock und Rokoko aufgesucht werden, wobei die Teilnehmer mit einer Fülle der bedeutendsten, auch in Schwaben wirksamen, künstlerischen Persönlichkeiten bekannt gemacht werden. Im übrigen führt die Fahr-

strecke durch das schöne Voralpenland zwischen Lech und Inn.

Vorarlberg und Bregenzer Wald

Samstag, 2. Juli, und Sonntag, 3. Juli: Stuttgart–Rankweil (herrlich gelegene spätgotische Wallfahrtskirche, von Mich. Beer umgebaut)–Feldkirch (Stadtkirche mit berühmtem Altarbild von Wolf Huber aus dem 16. Jahrhundert, Laubenhäuser und Schattenburg)–Bludesch (Pfarrkirche von Mich. Beer und romanische Kirche des 12. und 13. Jahrh.)–Ludesch (spätgotische Bergkirche mit unberührter Altarausstattung)–großes Walsertal–Feldkirch–Dornbirn–Alberschwende–Müselbach–Andelsbuch–Bezau (Heimatmuseum)–Au (Heimat der Vorarlberger Bauschule)–Schwarzenberg (Heimat der Angelika Kauffmann, Kirche mit Gemälden dieser Künstlerin, Heimatmuseum)–Stuttgart. Führung: Landeskonservator Genzmer (Kunstgeschichte) und Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft). Teilnehmergebühr: 22,50 DM Nichtmitglieder 24 DM). Abfahrt: 6 Uhr.

Diese Fahrt führt in die herrliche Alpenlandschaft Vorarlbergs und des Bregenzerwaldes, wobei das große Walsertal und die Gegend um Au und Bezau den Teilnehmern besonders starke Eindrücke vermitteln werden. Der Besuch schöner alter Landkirchen und Heimatmuseen, dazu der Aufenthalt in Feldkirch mit seiner gewaltigen Schattenburg werden diese Eindrücke vervollständigen, so daß alles in allem ein umfassendes Bild von Land und Leuten vermittelt werden wird.

Wochenendtagung für Stadt- und Kreisbaumeister

Für Anfang Oktober plant der Schwäbische Heimatbund in Stuttgart eine dreitägige Wochenendtagung für Stadt- und Kreisbaumeister in Verbindung mit den Baubehörden des Innenministeriums sowie der nord- und südwürttembergischen Regierungspräsidien. Die Leitung hat Prof. Rudolf Lempp.

In Referaten und Diskussionen sollen die zahlreichen Fragen der Baugestaltung, die sich insbesondere im Rahmen der ländlichen Verhältnisse ergeben, behandelt werden. Ferner werden Besichtigungsfahrten in die nähere und weitere Umgebung von Stuttgart durchgeführt. Das genaue Programm der Veranstaltung wird in Heft 3 veröffentlicht.

Wir bitten um Voranmeldungen an die Geschäftsstelle des Bundes.

Berichtigung

Die Studienfahrt nach Graubünden (Führung Prof. Dr. Schwenkel und Prof. Dr. Leisi-Frauenfeld) findet in der Zeit vom 18. (nicht 14.) bis 25. Juli statt.